

akut



WAHL-DRAMA UM DAS SP

Die Wahrheit über die Nichtwähler

**So dreist sind
ihre Ausreden!**



**+ die 10 süßesten
Wahl-Babys!**

**+ So wählen
die Promis!**

Magazin der Studierendenschaft
der Rheinischen Friedrich-
Wilhelms-Universität Bonn

Anfang 2016 • Nr. 340

Rausgeworfen

Warum der Finanzreferent
plötzlich gehen musste

Im Instaview

Unterwegs mit Bonns
begabtestem Instagrammer

In diesem Heft



Editorial	3	Selber Schuld?	28
Wahl 2016 ●		Die besonderen Herausforderungen für Geisteswissenschaftler	
Wahlen sind keine Säugetiere TITEL	5	Humanoide Professorin RUBRIK	30
Warum die obligatorischen Aufrufe zur Wahlbeteiligung nichts nützen		<i>Bonn, deine Lehrenden:</i> Informatik-Professorin Maren Bennewitz und die Roboter	
Die Listen der SP-Wahl TITEL	6	Alltag ●	
Diese Listen treten zur SP-Wahl an		Ich sehe was, was du nicht siehst	33
Sozialistischer Kindergarten TITEL	10	Warum Touristen mehr über Bonn wissen als Bonns Einwohner	
Der Finanzreferent fällt offenbar Mitgliedern der eigenen Gruppe zum Opfer		Instaview TITEL	34
Alles auf eine Karte? TITEL	12	mit »thatkidfrombonn« Joseph Strauch	
Studierende stimmen über UniCard ab		Was wird aus Viktoria?	36
Mit Lumpi im Wahllokal TITEL	13	Aus dem Viktoriakaree wird kein Einkaufszentrum - aber was kommt jetzt?	
<i>Kommentar:</i> Der AKUT-Hund zur SP-Wahl		Hinter den Kulissen	38
Beschlossene Sache RUBRIK	14	Die letzten Tage vor der Premiere: So inszeniert man Shakespeares »Macbeth«	
Ausgewählte Beschlüsse des Studierendenparlaments, erklärt und kommentiert		Something wicked this way comes	41
Universum ●		So lief die Aufführung von »Macbeth«	
Liebe Mensa, ...	17	Studieren in schwarz-weiß	42
Die Gesellschaft ist stets im Wandel, das Essen in der Mensa auch		Zeitzeugin über Studieren in den 50ern	
Professor Hoch motiviert	18	Menschen, die in Autos sitzen	44
Der Rektor der Uni Bonn im Gespräch		Was man durch Mitfahrgelegenheiten über seine Mitmenschen lernt	
Platzangst	22	Mit dem Pflugsimulator aufs Feld	46
Zur Zukunft der philologischen Bibliothek		Die Ausstellung »Revolution jungSteinzeit« im LVR-Landesmuseum	
Mittelmäßig RUBRIK	24	WG besucht! RUBRIK	47
Der junge Wilde RUBRIK	26	Zu Besuch in einer 3er-WG in der Südstadt	
<i>Bekannte Absolventen:</i> CDU-Politiker Norbert Röttgen über Bonn und Berlin			



UNSER TITELBILD

Hinter den Schlagzeilen

Im letzten Jahr fluteten wir für unser Titelbild (virtuell) den Hofgarten, um einen Wal vor dem Hauptgebäude schwimmen zu lassen. Aber schon da zeichnete sich ab, dass alle Wortwitze mit »Wal« und »Wahl« irgendwann aufgebraucht sein würden. Dieses Mal bedienen wir uns also in der Trickkiste der »Großen« des Printmediengeschäfts. Ob's was hilft? - ab ➔ Seite 5.

Impressum

AKUT – Magazin der Studierendenschaft der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn
Nassestraße 11 | 53113 Bonn | redaktion@akut-bonn.de

HEFT Nummer 340 | erschienen am 11. Januar 2016

HERAUSGEBER Studierendenparlament der Universität Bonn | Nassestraße 11 | 53113 Bonn | vertreten durch den 1. Sprecher Sebastian Mathy

REDAKTIONSSCHLUSS 28. Dezember 2015

REDAKTION Philipp Blanke, Florian Eßer, Eva Fürst, Alexander Grantl, Annig Held, Charlotte Kümpel, Sophie Leins, Dominique Müller, Linnéa Nöth, Sohiel Partoshoar, Hannah Rapp, Alina Sabransky, Letizia Vecchio, Maike Walbroel & Sven Zemanek

CHEFREDAKTEUR Alexander Grantl (verantwortlich im Sinne des Landespressegesetzes NRW)

LAYOUT Alexander Grantl

TITELBILD Alexander Grantl;
Walbaby: Steve Snodgrass (CC BY 2.0)

DRUCK Das Medienhaus | Brunnenstraße 40 | 53347 Alfter

PAPIER Circleoffset Premium White (matt oberflächengeleimt, hochweiß, Recycling-Offset aus 100% Altpapier)

AUFLAGE 2500 Exemplare

WEB akut-bonn.de

FACEBOOK [fb.com/akut.bonn](https://www.facebook.com/akut.bonn)

Die Inhalte dieser Ausgabe geben nicht notwendigerweise die Meinung der Redaktion wieder. Nachdruck und Vervielfältigung sind nach vorheriger Genehmigung möglich.

EDITORIAL

Hallo,



ich muss gleich zu Beginn etwas klarstellen: Die »Wahrheit über die Nichtwähler« findet man in diesem Heft natürlich nicht. Richtig, unser Titelbild verspricht da etwas anderes - doch hinter Schlagzeilen, die so formuliert und gestaltet sind wie diese, verbirgt sich ja häufig nur die halbe Wahrheit. Mit der Hälfte gibt sich die AKUT-Redaktion aber nicht zufrieden: Dieses Heft ist eines der umfangreichsten der letzten Jahre - für die anstehenden Wahlen zum Studierendenparlament (SP) und die beiden Urabstimmungen haben wir ein extra Ressort geschaffen.

Und dort beschäftigt sich AKUT-Redakteurin Hannah dann doch mit den Nichtwählern - die sind in den letzten Jahren nämlich stets die stärkste Kraft gewesen. Warum Hannah nicht mit dem obligatorischen »Wählen-ist-so-wichtig-Plädoyer« zu überzeugen versucht, lest ihr auf **Seite 5**.

Anschließend stellen wir euch übersichtlich alle acht Listen vor, die in das SP einziehen wollen - in diesem Jahr sind zwei ganz neue dabei. Aber auch bei den »alten Hasen« ist einiges passiert: Warum der AStA-Finanzreferent plötzlich sein Amt verlor und welche Rolle seine eigene Hochschulgruppe dabei spielte, lest ihr ab **Seite 10**.

Seit Mai hat die Universität einen neuen Leiter: Prof. Dr. Michael Hoch ist nun seit neun Monaten im Amt und muss vielen Herausforderungen ins Auge sehen. Wie er dabei immer motiviert bleiben möchte, erklärt er im AKUT-Gespräch ab **Seite 18**.

Die AKUT entwickelt sich ständig weiter. Was gut und was schlecht ist, wissen unsere Leserinnen und Leser am besten. Damit ihr uns noch einfacher erreicht, könnt ihr über jedem unserer Inhalte nun die E-Mail-Adresse des Redakteurs oder der Redakteurin finden.

Wie gewohnt erreicht ihr uns aber auch bei Facebook, Twitter oder unter akut-bonn.de/leserbriefe/

Der stetig wachsenden AKUT-Redaktion danke ich für die harte Arbeit an diesem vielseitigen Heft mit den vielen Seiten. Allen anderen wünsche ich

Viel Freude beim Lesen

Alex Grantl

In 140 Zeichen auf den Punkt

DIE AKUT BEI TWITTER
twitter.com/AKUT_Bonn

Wahl 2016



DAS SP IN ZAHLEN

4

Minuten dauerte die letzte Sitzung des Studierendenparlaments (SP) im Jahr 2015. Das SP war nämlich nicht beschlussfähig - nur 9 der 43 Mitglieder waren anwesend. Die Fraktionen der Piraten-HSG und der LHG fehlten ganz, die LUST war nur für ein paar Sekunden durch eines ihrer Mitglieder vertreten und auch die Juso-HSG fehlte. Die einzigen Jusos vor Ort waren der 1. Sprecher des SP, der verspätet zur Sitzung kam, um sie dann gleich wieder zu beenden, und der 1. Schriftführer. Die beiden Jusos konnten über den Verbleib der restlichen Fraktion keine Auskunft geben. Allerdings habe es eine Einladung zu einer Sitzung

der Juso-HSG zum gleichen Zeitpunkt gegeben. Zu der brachen die beiden dann auch direkt auf. Zwei Tage vor Bewerbungsschluss zur SP-Wahl hat die Juso-HSG noch ihre Liste aufstellen müssen. Die anwesenden Parlamentarier vom RCDS waren teils verärgert, teils heiter, weil sich die Nicht-Teilnahme der anderen schon den Tag über abgezeichnet hatte.

Auch eine Sitzung Anfang Dezember verlief bescheiden: Zunächst setzte eine widerspenstige Beschallungsanlage das Parlament außer Gefecht, dann dauerten mehrere Punkte der Tagesordnung ungewöhnlich lange. Besonders störend war der Lärm im Saal, den einige Mitglieder produzierten. Er hielt den ganzen Abend an. Das Präsidium des SP rief zwar im Minutentakt zur Ruhe auf, hatte damit aber wenig Erfolg. Was das Parlament tut, wenn alles funktioniert, kann man ab Seite 14 nachlesen. **Alexander Grantl**

UNTERSUCHUNGSAUSSCHUSS

Gutachten zu TuBF-Vertrag

Die seit 2015 beendete Kooperation zwischen der Frauenberatung TuBF e.V. und dem AStA beschäftigt weiterhin einen Untersuchungsausschuss des SP. Dieser soll die durch die Kooperation »entstandene Unklarheiten klären« (Bericht in AKUT Nr. 339). Der AStA hat Ende September ein eigenes Rechtsgutachten in Auftrag gegeben. Die Bonner Kanzlei Eimer Heuschmid Mehle sollte darin etwa klären, ob der Vertragsabschluss ein Schaden entstanden sei. Das Gutachten kommt unter anderem zu dem Ergebnis, dass eine Minderung der Vermögenslage vorliegen könne, wenn die TuBF nicht die vereinbarte Gegenleistung

erbracht hätte. Ob es solche Fälle gegeben habe, sei aber kaum zu ermitteln, solange keine der beteiligten Frauen Entsprechendes angebe. Durch den Beschluss des SP, den Vertrag abzuschließen, sei in jedem Fall kein Schaden entstanden. Der AStA bat die Gutachter zudem zu prüfen, ob nachfolgende AStA-Vorsitzende und Finanzreferenten zur Überprüfung bereits bestehender Verträge verpflichtet seien. Dies halten die Gutachter für ungewöhnlich, solange es keine auf Rechtswidrigkeit hindeutenden Anhaltspunkte gäbe. Der Vorsitzende des Untersuchungsausschusses Matthias Rübo (RCDS) beantragte im Dezember, selbst ein Rechtsgutachten in Auftrag geben zu können. Die Juso-HSG änderte seinen Antrag jedoch ab - beschlossen wurde letztlich kein neues Gutachten, sondern lediglich das Formulieren von Nachfragen zum bereits vorliegenden. **Alexander Grantl**



FOTOS: ALEXANDER GRANTL / AKUT

Wahlen sind keine Säugetiere

KEIN INTERESSE An dieser Stelle müsste eigentlich ein begeisterter Text stehen, der die Möglichkeiten studentischer Mitbestimmung in den höchsten Tönen lobt. Aber das hilft nicht. Über das geringe Interesse an den Wahlen und die zahlreichen Versuche dies zu ändern.

VON **HANNAH RAPP** | rapp@akut-bonn.de

Die Wahlbeteiligung an den SP-Wahlen der Uni Bonn lag in den letzten Jahren mehr oder weniger beständig bei um die 14 Prozent. Eine extrem niedrige Wahlbeteiligung, die das allgemein mangelnde Interesse an der Hochschulpolitik widerspiegelt. Studierendenparlamente gibt es in Deutschland erst seit den 60er Jahren und quasi seit der Einführung von SP-Wahlen ist die Wahlbeteiligung stetig gesunken. Es gibt seit Jahren Versuche - nicht nur in Bonn - Studierende für die Wahlen und die Hochschulpolitik zu begeistern. Zu den drastischsten gehört wohl die Aktion der Uni Köln, die 1966 mit der Verlosung eines von einem Autohaus gestifteten roten VW-Käfers unter allen Wählern warb und so eine grandiose Wahlbeteiligung von 62 Prozent erreichte.

»Rettet die Wahlen« (2015), »Miss-Wahl« (2013) oder »Ausgewählt« (2012) - unter diesen Titeln bemüht sich die fleißige AKUT-Redaktion seit Jahren darum, die Wichtigkeit der Beteiligung an der Wahl zu verdeutlichen und das Interesse am SP zu erhöhen. Wir führten Interviews zu den politikwissenschaftlichen Hintergründen der niedrigen Wahlbeteiligung (AKUT Nr. 327), machten im Hofgarten eine Umfrage, ob die Studierenden überhaupt wissen, was das SP ist (AKUT Nr. 324), begleiteten die Wahlleiterin bei ihrer Arbeit (AKUT Nr. 329) und stellten unermüdlich die Kandidaten vor. Viel getan hat sich in Sachen Wahlbeteiligung in den letzten 5 Jahren leider nicht.

Auch die Gründe für die geringe Wahlbeteiligung scheinen sich seit 2011 nicht verändert zu haben. Die Umfrage aus der damaligen AKUT ergibt Ähnliches, wie eine kleine Umfrage unter Studierenden im Dezember 2015: Nicht aus Desinteresse wird nicht gewählt, sondern aus Uninformiertheit. Die Infos zur Wahl gehen wohl in der Masse an Plakaten und Flyern an der Uni



Sie hat's doch auch geschafft! Eine Wählerin aus dem Jahr 2015

unter. Als weiteren, möglichen Grund dafür, dass nur wenige Studierende wählen, wird der Zeitpunkt der Wahl im Januar zeitlich nahe der Prüfungsphase genannt. Außerdem meinen viele, dass eine persönlichere Ansprache durch die Kandidaten sie zur Wahl motivieren würde.

An Pendlern und Erasmus-Studierenden scheint die Wahl sowieso vorbeizugehen, doch selbst Bib- und Uni-Maniacs fehlt teilweise der Durchblick in der Hochschulpolitik. Beeinträchtigend wirkt sich auch das Bachelor/Master-System aus - meistens verbunden mit einem Stadtwechsel nach dem ersten Abschluss und vielleicht noch einem Auslandsaufenthalt. Man denkt eh nichts bewegen zu können, beziehungsweise von den vorangetriebenen Veränderungen selber nicht mehr zu profitieren, da man vorher Stadt und Uni schon wieder verlässt. Doch der eigentliche Kern der Sache bleibt - trotz manchen durchaus nachvollziehbaren Gründen für das Nicht-Wählen - simpel:

Sein Recht auf eine Wahl zu nutzen, ist immer wichtig! Durch die Urabstimmungen zur Unicard und zum Austritt aus dem fzs (freier Zusammenschluss von studentInnenschaften) sind diese SP-Wahlen besonders interessant und spannend. Sie könnten auch einen positiven Einfluss auf die Wahlbeteiligung haben: 2008, als an der Uni Bonn über das NRW-Ticket abgestimmt wurde, lag die Wahlbeteiligung nämlich bei über 30 Prozent. 20 Prozent der Studierenden, also etwa 7034 Studierende, müssten vom 18. bis zum 21. Januar 2016 zustimmen, damit der Beschluss bindend für die Organe der Studierendenschaft ist.

Ist das hier nun doch zu einem Wahlplädoyer geworden? Für das nächste Jahr wünsche ich der AKUT-Redaktion, ganz anders über die Wahl berichten zu können, weil es so viel Interesse daran gibt. Bis dahin hoffe ich auf ein kleines Wahlwunder und frage mich, wo ich auf die Schnelle einen roten VW-Käfer herbekomme. ◀

Die LISTE

2015 gegründet

Spitzenkandidierende:

Ephraim Beckers, Martin Hečimović,
Laila Noemi Riedmiller

Die LISTE tritt 2016 zum ersten Mal zur SP-Wahl an. Sie ist die Hochschulgruppe der Parodie-Partei »Die PARTEI« und bezeichnet sich als »offiziellen Arm des Faktenmagazins Titanic«, einer Satirezeitschrift. LISTE ist nach eigenen Angaben ein Akronym für »Liste für integrativen Sex, Trinkkultur, Et cetera«. Auch wenn sich die Liste Die LISTE selbst nicht als Satire-Liste bezeichnet, ist die Ernsthaftigkeit ihres Wahlprogramms fraglich. Zumindest die Umsetzung ihrer Forderungen

dürfte schwierig werden - etwa der Bau einer Mauer um das Juridicum. Der Studentenausweis solle zudem auf 100 %-recyclebares Toilettenpapier gedruckt, das dadurch eingesparte Geld für Freibier in den Mensen eingesetzt werden. Auch wenn Forderungen nach mehr Freibier traditionell CSU-Inhalte sind, lässt sich die Liste Die LISTE politisch Mitte-links verorten. Selbst ordnet sich die Liste allerdings in der »extremen Mitte« ein. Man scheint dort so extrem mittig zu sein, dass es keine eindeutige Position zur Einführung einer UniCard gibt: Die LISTE wünscht sich sowohl den Komfort einer UniCard als auch Proteste gegen die Finanzierung dieser.

Besonders viele Gedanken hat sich die Liste zur baulichen Umgestaltung der Universitätsgebäude gemacht. Diese sollen alle in der »Bonner Identitätsfarbe grau« gestrichen werden. Neben dem Mauerbau am Juridicum wollen die Kandidierenden zudem FKK-Bereiche in Bibliotheken umsetzen und Rau-

cher-Bereiche in Hörsälen einrichten. Die Einführung von Uni-Sex-Toiletten ist eine zentrale Forderung der Liste. Die Trennung dieses Begriffs lässt vermuten, dass Die LISTE damit nicht nur die Schaffung geschlechtsunspezifischer WCs meint.

Die Liste Die LISTE rechnet mit einem guten Wahlergebnis: »Unser Analytenteam geht derweil von mindestens 22 (50 % + x) Sitzen aus.« Da sie zum ersten Mal antreten, zählen sie vor allem bisherige Nichtwähler zu ihrer potenziellen Wählerschaft. Und weil alle anderen Listen nicht so gut seien wie sie, werde man zusätzlich Zulauf von Wählern bekommen, die sonst einer »Alternativlosigkeit« ausgesetzt wären.

An welchen Koalitionen würde sich Die LISTE beteiligen? »Wir würden prinzipiell gerne mit allen potenziellen Steigbügelhaltern zur Macht koalieren.« Da man aber von einer absoluten Mehrheit ausgehe, stelle sich diese Frage derzeit sowieso nicht. Alexander Grantl

Wahl zum 38. Studierendenparlament • 18. bis 21. Januar 2016

Grüne Hochschulgruppe

2010 gegründet

Spitzenkandidierende:

Alena Schmitz, Jonas Janoschka,
Sinah Röttgen

Im vergangenen SP war die Grüne Hochschulgruppe (GHG) nicht vertreten - die Bewerbung zur Wahl war nicht rechtzeitig beim Wahlausschuss eingegangen. Dennoch haben Mitglieder der GHG in Ausschüssen des SP mitgearbeitet - in die sie von der Koalition aus Ju-

so-HSG, LUST und Piraten-HSG gewählt wurden. »Wir sind wieder da? Wir waren nie weg!«, nennt die GHG das und versteht darunter auch ihre Mitarbeit im AstA, im Senat der Universität und in den verschiedenen Fakultätsräten. Ihr Ziel sei eine ökologisch-nachhaltige und soziale Universität, in der Studierende noch mehr mitbestimmen können sollen als bisher.

Ein traditionsgemäß grünes Thema sind bessere Bedingungen für Fahrradfahrer - eine zentrale Forderung der Grünen Hochschulgruppe. Dabei habe man schon verschiedene Erfolge erzielt, etwa die Sanierung des Radwegs zwischen dem Campus Poppelsdorf und Endenich oder der Ausbau von Fahrradabstellanlagen an verschiedenen Uni- und Mensagebäuden. Die Eröffnung einer weiteren Fahrradwerkstatt auf dem Campus Venusberg will die GHG auch voranbringen.

Um mehr studentische Mitbestimmung zu ermöglichen, fordert die GHG, alle

Gremien der Universität (Senat, Beirat der Gleichstellungsbeauftragten, Fakultätsräte, ...) paritätisch zu besetzen - so wären alle Gruppen mit gleichem Gewicht vertreten. Damit wolle man auf eine Verbesserung der Studienbedingungen hinarbeiten - wie etwa die Möglichkeit Lehrveranstaltungen zwischen verwandten Fächern tauschen zu können, die Prüfungsdichte zu verringern und die Vergabe von Noten transparenter ablaufen zu lassen. Zudem müsse die Universität Bonn auch unter Spardruck ihre Fächervielfalt behalten - den Streichungen ganzer Professuren wolle man mit Protesten, etwa im Rahmen des Bündnisses »SparUni Bonn« entgegenwirken.

Zudem bekennt sich die Liste zum Kampf gegen Sexismus, Homophobie und Rassismus an der Universität. Dazu sei auch das Weiterbestehen des Les-BiSchwulen- und trans*-Referats, des Referats für Frauen- und Geschlechtergerechtigkeit und des AusländerInnen-Referats nötig. Alexander Grantl

Juso-HSG

1969 gegründet

Spitzenkandidierende:

Felix Breiteneicher, Lillian Bäcker,
Claudius Sebastian Mathy

»Des einen Freud, des anderen Leid«, so heißt es manchmal im Volksmund. Umgedreht ließe sich so wohl am besten die Situation für die Jusos nach den letzten SP-Wahlen im Januar 2015 charakterisieren: Dank der verpassten Bewerbungsfrist der konkurrierenden GHG konnte die Hochschulgruppe, die

sich selbst als »sozial, gerecht und demokratisch« beschreibt, im aktuellen SP mit 17 von 43 Sitzen stärkste Kraft werden.

Bevor man sich dem aktuellen Wahlprogramm der Jusos widmet, sollte man vorher allerdings einen Blick auf die bisherige Arbeit der Gruppe werfen: Ganz im Sinne des Ideals einer toleranten und solidarischen Gesellschaft haben die Jusos in diesem Jahr beispielsweise der Förderung eines alternativen Christopher-Street-Day in Bonn zugestimmt. Ebenso unterstützten sie die Ausweitung der Unterschriftenaktion des Bürgerbegehrens »Viva Viktoria« auf die Bonner Mensen. Vergeblich sucht man allerdings nach Beschlüssen oder Anträgen zu typischen Juso-Themen wie der Verbesserung der Wohnraumsituation für Studierende oder einer Ausweitung des BaFög. Vielleicht ein Grund, warum die Punkte nicht aus der Agenda für 2016 genommen wurden, die man allerdings auch als recht ehrgeizig beschreiben kann:

Folgt man dem kürzlich veröffentlichten Arbeitsprogramm, so geht es den Genossen vordergründig um - wenig überraschend - soziale Themen, die, wie eben angemerkt, nicht ganz neu sind: Ausmerzung von Diskriminierung jeglicher Art in der Uni, sei es der Gender-Gap oder auch die - von manchen wieder geforderte - Einführung der Studiengebühren. Ebenso sollen (und das dürfte den ein oder anderen Bolognakritiker freuen) mehr Masterplätze geschaffen werden. Auch die Einhaltung der Regelstudienzeit ist für die Jusos nichts Erstrebenswertes, als »Zielvorgabe« ist sie daher nicht mehr ständig zu propagieren, für so manche Studierende, die sich einem Burnout nahe fühlen, könnten sie daher wählbar sein.

Weitere Juso-Themen lassen sich im Schnelldurchlauf wie folgt zusammenfassen: Erhaltung des Semesterbeitrags sowie mehr Sprachkurse, erleichtertes Zugang für Geflüchtete an die Uni, um nur ein paar zu nennen. Letizia Vecchio

Wahl zum 38. Studierendenparlament • 18. bis 21. Januar 2016

KULT

2015 gegründet

Spitzenkandidierende:

Madeleine Heuts, Sophia Purrmann,
André Thiele

Wer leicht zu beeindruckt ist, könnte sich daran stoßen, dass sich die neue KULT-Liste als »unpolitisch« bezeichnet. Wer besonders penibel ist, auch. Immerhin nimmt sie nun an einem veritablen Politzirkus teil. Mit dem Reizwort »unpolitisch« wird jedoch vor

allem gemeint sein, dass man sich nicht als Teil bräsiger parteipolitischer Wirklichkeiten begreifen möchte. Die Gesen des Berliner Reichtags im winzigen Bonner Studierendenparlament - dafür ist sich die KULT-Truppe wohl doch zu schade.

So hemdsärmelig diese Wortwahl erscheinen mag, so hemdsärmelig sind auch ihre Ideen: Natürlich erregt das Vorhaben, eine Unibrauerei zu gründen, großes Aufsehen. Die Begründung ist originell und dabei gar nicht so abwegig, wenn man von der Frage absieht, wie die »soziale Lage der Region« qua Bierseligkeit stabilisiert werden soll. Man müsste es ausprobieren.

Weitere Ideen: UniCard, Unifestival, Bikesharing. Ein bisschen grün, ein bisschen piratisch, ein bisschen MTV Campus Invasion ohne Markus Kavka. Nichts davon tut besonders weh und könnte auch in anderen Hochschulgruppen in etwas spröderer Form vorgeschlagen werden. Interessanter

erscheint der Gedanke, aus bereits bestehenden Rücklagen ein kostenneutrales Semesterticket für kulturelle Stätten (und Schwimmbäder - der Schwimmkunst wegen?) zusammenzuflicken. Was hier als »Kulturflattrate« bezeichnet wird - ein Begriff, der zuletzt eher netzpolitisch konnotiert war - könnte durchaus spannende Vernetzungseffekte zwischen der Universität und der kulturell Schaffenden (und Bademeistern) dieser Stadt verheißen.

Würde die KULT-Truppe im Studierendenparlament von der Wirklichkeit zerfleischt werden? Das wird man abwarten müssen. Die Ausrichtung der Liste ist nicht intellektuell, ganz und gar nicht stringent ideologisch, sondern hochgradig populär. Die wenig erbaulichen Wahlbeteiligungen in der Vergangenheit legen nahe, dass die bloße Existenz der KULT-Liste in erster Linie ein Statement ist, um die große, teilnahmslose Masse zum demokratischen Akt der Wahl zu mobilisieren.

Sohiel Partoshoar

Liberale Hochschulgruppe Bonn

2012 gegründet

Spitzenkandidierende:

Hannah Birkhoff, Constantin Alexander Zoepffel, Seda Sabiye Ataer

Die LHG-Fraktion im Studierendenparlament ist stetig größer geworden. Da sie nach eigenen Angaben seit jeher darauf bedacht sei, Ideologiekämpfe innerhalb des SP mit einem eigenen

Pragmatismusbegriff aufzubrechen, sieht die Gruppe um Hannah Birkhoff ihren Erfolg in ihrer Ausrichtung.

Entsprechend soll die folgende Legislaturperiode pragmatisch und evolutionär bestritten werden: Web- und Podcasts von Vorlesungen sollen stärker forciert werden. Die Infrastruktur sei hierfür bereits vorhanden, allerdings gelte es, beim Lehrpersonal mehr Überzeugungsarbeit zu leisten.

Hier zeigt sich, wodurch sich der Freiheitsbegriff der Liberalen auszeichnet: freies Lernen, freies Lehren, freies Forschen, immer und überall. Die grundsätzlichen Strukturen sollen dabei nicht infrage gestellt werden.

Der AStA hingegen müsse auf seine Kernaufgaben reduziert werden, etwa um den Semesterbeitrag zu senken. So befürwortet die LHG die Abschaffung des Öko-Referats, dessen Veranstaltungen Bonner Studierenden nicht

nützen. Das Referat für Frauen- und Geschlechtergerechtigkeit und das Les-BiSchwulen- und trans*-Referats sollen abgeschafft werden - ersetzt durch ein Referat, dass sich für die Gleichberechtigung aller Menschen einsetze.

Zusätzlich verweist die LHG darauf, dass sie erfolgreich die Pseudonymisierung von Klausuren anstoßen konnte. Diese und weitere Streitpunkte werden oft im Kosten-Nutzen-Vergleich hinterfragt. Dies gilt auch für das Engagement für den Austritt aus dem »freien Zusammenschluss von studentInnenschaften« (fzs) gemeinsam mit dem RCDS. Fragwürdig sei die Mitgliedschaft in diesem Dachverband, der ideologisch belastet und nicht an studentischen Bedürfnissen ausgerichtet sei. Etwa 28.000 € erhält der fzs jährlich aus dem Haushalt der Studierendenschaft.

Die Absicht der LHG liegt auf der Hand: weitere Anstöße für das große Ganze liefern, um den Status quo besser herauszuarbeiten. Sohiel Partoshoar

Wahl zum 38. Studierendenparlament • 18. bis 21. Januar 2016

Liste undogmatischer StudentInnen (LUST)

1980 gegründet

Spitzenkandidierende:

Jana Klein, Kilian Clemens Hoffmeister, Ruth Reiferscheid

Die StudentInnen der LUST haben kein Parteiprogramm. Nicht, weil sie dazu keine Lust hatten, sondern: »Die LUST ist, was die aktuellen Mitglieder in ihrem Namen machen, folglich ändern sich die Ziele über die Jahre«, erklärt die Liste. Besonders Hochschulpolitik bedeute nicht die generalstabsmäßige Umsetzung großer Projekte, sondern

kleinteiliges Abarbeiten von Teilschritten. Das versucht die LUST vor allem im AStA, denn das SP habe kaum Macht, seine Beschlüsse umzusetzen. Der Referent für politische Bildung und die Referentin für Frauen- und Geschlechtergerechtigkeit etwa sind LUST-Mitglieder. Der AStA solle sich zudem nicht scheuen, auch mal mehr Druck auf das Rektorat und das Studierendenwerk auszuüben.

Wer sich mit dem Wahlprogramm der LUST beschäftigt, stellt schnell fest: Es geht der Liste nicht nur um Hochschulpolitik. Die Bekämpfung von Sexismus, Homophobie und Antisemitismus sieht die LUST als eines ihrer zentralen Anliegen. Aktuell beschäftige die LUST vor allem die weitere »Professionalisierung« der AStA-Studierendenzeitung »Friedrichs Wilhelm«, die Ende 2015 die »BASTA« ablöste. Um Studierenden Platz zum Musikmachen und Kunstschaffen zu ermöglichen, fordert die LUST so genannte »selbstverwaltete Räume« - diesem Projekt sei man in

der letzten Zeit deutlich näher gekommen. Die Urabstimmung über die Einführung einer UniCard hält man bei der LUST für »Pseudo-Politik«, weil das letzte Wort so oder so andere, etwa die Universität, hätten.

Die LUST stellt alles infrage - vielleicht auch die eigene Arbeit, wenn sie dem AStA teilweise und dem SP besonders »selbstgenügsame Inkompetenz« vorwirft. Ihre jederzeit präsente Kritik kennt keine Grenzen, letztlich gelte es auch, die aktuellen Studienbedingungen und die ganze Gesellschaft kritisch zu betrachten.

Im SP koalierte die LUST zuletzt mit der Juso-HSG und der Piraten-HSG. Die Grünen wären womöglich auch dabei gewesen, wenn sie zur letzten Wahl zugelassen worden wären. Die LUST, die den Schwerpunkt ihrer Arbeit ja eher im AStA als im SP sieht, verschaffte Mitgliedern der GHG die Möglichkeit, LUST-Sitze in einigen SP-Ausschüssen zu besetzen. Alexander Grantl

Piraten- Hochschulgruppe Bonn

2008 gegründet

Spitzenkandidierende:

Ronny Bittner, Michael Christian Wisniewski, Christoph Fabian Grenz

Datenschutz und Infrastruktur - mit diesen Begriffen könnte man die selbsterklärten Steckenpferde der Piraten-HSG zusammenfassen. Entsprechend kreisen die Zielsetzungen für die kommende Legislaturperiode um artverwandte Themen wie mehr Investiti-

onen in das Hochschulrechenzentrum, den weiteren Ausbau des WLAN-Netzes bis in die Innenstadt hinein sowie eine besonnenere Einführung der Uni-Card. Bei Letzterem seien nämlich die Kosten für die Studierendenschaft nicht abzuschätzen. Weiterhin könne man dem Missbrauchsrisiko angesichts der Nutzungsvielfalt nur mit starken Verschlüsselungsmethoden begegnen. Dass im Wahlprogramm nicht zur Datensparsamkeit ermahnt wird, überrascht indes.

Darüber hinaus fokussiert sich das Programm auf die weiterhin angespannte Wohnraumlage, den verbesserungswürdigen Zugang zum Studium für Geflüchtete und die Förderung von Kulturgruppen. Hierbei wird auf das kommunalpolitische Zusammenspiel mit dem Bonner Kreisverband der Piratenpartei verwiesen, genauso, wie ihre IT-Kompetenz mit ihrem aktiven Engagement im AstA unterstrichen wird. Man hat von den alteingesessenen Hochschulgruppen gelernt. Aber

die Piraten sind auch schon seit sechs Jahren im SP.

Anders als der RCDS und die LHG setzen sich die Piraten für den Erhalt der Mitgliedschaft im »freien Zusammenschluss von studentInnenschaften« (fzs). Dabei scheint es ihnen ums Prinzip zu gehen: Der Bonner Studierendenschaft würde eine bundesweite Stimme verloren gehen. Auf die Kritik der Gegner wird hingegen nicht offensiv eingegangen.

Im AstA bringen sich die Piraten da ein, wo sie sich wohlfühlen: Im IT-Referat betreuen sie die IT-Struktur des AstA, im Öffentlichkeitsreferat versuchen sie die nötige Transparenz über die Arbeit des AstA herzustellen.

Alles in allem setzt das - rein männliche - Vierergespann auf bewährte Fragestellungen, ohne mit dem Finger auf andere zu zeigen. Die Freiheit von Ideologiekämpfen leben sie in nüchternster Form vor. Sohiel Partoshoar

Wahl zum 38. Studierendenparlament • 18. bis 21. Januar 2016

Ring Christlich- Demokratischer Studenten (RCDS) & Unabhängige

1947 gegründet

Spitzenkandidierende:

Chiara Mazziotta, Felix Krings, Enrico Ramón Kotalla

Spätestens bei den Stichworten »soft skills« und »Gründerkompetenz«, die im Wahlprogramm nonchalant Erwähnung finden, offenbaren sich die Ambitionen des Bonner RCDS. Die Wahlforderungen zeugen von Kompetenz (noch so ein soft skill) und beziehen au-

ßeruniversitäre Strukturen - wie etwa die Landesregierung - selbstverständlich mit ein. Schuld an der mangelnden Grundfinanzierung der Universität habe die rot-grüne Landesregierung, die daraus folgenden Konsequenzen, etwa Stellenstreichungen, träfen das Kernanliegen der Universität - Lehre und Forschung. Man setze sich auf Landesebene für die Ausfinanzierung der Hochschulen ein.

Vor Ort in Bonn fordert der RCDS darüber hinaus Verbesserungen des Studieninformationssystems BASIS, mehr Gruppenarbeitsplätze in Bibliotheken und ein attraktives Dienstleistungsangebot des AstA. Was sich zunächst in griffigen Parolen zusammenfassen lässt, ist jedoch insgeheim recht detailverliebt (Ohropax in den Bibliotheken!). Abgesehen von der Situation der Flüchtlinge, auf die weitestgehend jede Hochschulgruppe konstruktiv eingeht, lägen dem RCDS also die alltäglichen Bedürfnisse der Studierendenschaft am Herzen. Der RCDS betont, dass man

beizeiten auch mit Ideen der Grünen und der Jusos einverstanden sei und die Entwicklung der neuen KULT-Gruppe neugierig verfolge. Besonders erfolgreich habe man im SP bisher mit der Liberalen Hochschulgruppe zusammengearbeitet, etwa bei der Forderung nach dem Ende der Mitgliedschaft im »freien Zusammenschluss von studentInnenschaften« (fzs). Über dieses Vorhaben findet nun eine Urabstimmung statt - dank der Arbeit von RCDS und LHG. Als zweitgrößte Gruppe im SP hätten für viele der Vorhaben dennoch die Mehrheiten gefehlt - als Oppositionsliste habe man nicht sein ganzes Potenzial entfalten können. Zuletzt beantragte der RCDS trotzdem erfolgreich die Abberufung des Finanzreferenten (Bericht auf Seite 10) - mit Stimmen aus der Koalition.

Selbst wolle man als Koalitionspartner nur Gruppen ausschließen, die zu ideologisch und nicht konstruktiv Politik machten.

Sohiel Partoshoar & Alexander Grantl

Sozialistischer Kindergarten

JUSO-STREIT Das Studierendenparlament beruft den AStA-Finanzreferenten ab, obwohl er eigentlich eine Mehrheit hinter sich haben sollte. Offenbar sind ihm Mitglieder der eigenen Hochschulgruppe in den Rücken gefallen – kurz vor der SP-Wahl ein ungünstiges Zeichen.

VON **ALEXANDER GRANTL** | grantl@akut-bonn.de



Ex-Finanzreferent Alois »Ich bin enttäuscht«

Anne Will hat es mal gesagt, Maybrit Illner auch: Klartext reden. Politiker oft erst dann, wenn die Kameras nicht mehr laufen und die Ansteckmikrofone nicht mehr angesteckt sind. In diesem Punkt können die Studierenden, die in Bonn Hochschulpolitik machen, gut mithalten. Wie es tatsächlich zur unerwarteten Abberufung von Finanzreferent Alois Saß kam, erfährt man nur abseits offizieller Gespräche.

In der Juso-Hochschulgruppe, der Alois angehört, reagierten viele mit Unverständnis, als der Antrag zur Abberufung plötzlich auf der Tagesordnung stand. Seit Mitte 2013 war Alois Finanzreferent im AStA, »stand jederzeit mit wertvollen Ratschlägen und viel Erfahrung zur Seite«, wie AStA-Vorsitzende Lillian Bäcker (Juso-HSG) sagt, »und

ist ein echter Freund geworden. Er ist unersetzlich.« Dass der Ring Christlich-Demokratischer Studenten (RCDS), der die Abwahl beantragte, Alois kritisiert, war nicht ungewöhnlich. Dass er ihn abzubrufen versucht, schon. Denn: Die Oppositionslisten RCDS und LHG haben zusammen nicht genug Stimmen, um AStA-Referenten zu stürzen. Warum sollten sie also einen solchen aussichtslosen Antrag stellen?

Als das Studierendenparlament (SP) Mitte November zusammentritt, um über die Abberufung zu beraten, kommt es zu einer bizarren Situation: Zunächst legen Matthias Rübo und Chiara Mazziotta (RCDS) dar, warum sie den Finanzreferenten für nicht länger tragbar halten. Alois habe es der Opposition bewusst erschwert, den AStA und seine Handlungen zu kont-

rollieren. Matthias, der dem Kassenprüfungsausschuss (KPA) vorsitzt, erklärt es konkreter: »Was das Fass zum Überlaufen gebracht hat«, sagt er, »ist der E-Mail-Verkehr zwischen dem Finanzreferenten und mir.« Dort weigerte sich Alois, dem KPA jene Unterlagen zu übergeben, die zur Kassenprüfung nötig seien. Alois widerspricht Matthias' Darstellung – ein Streitgespräch beginnt. Im Laufe der Debatte einigen sich die beiden dann darauf, dass der E-Mail-Verkehr dem SP vorgelesen werden soll – doch bevor es dazu kommt, beantragt Matthias plötzlich eine sofortige Abstimmung über die Abberufung. Das SP stimmt sofort ab – ohne den E-Mail-Verkehr zu kennen. »In diesem Moment war mir klar, wie das Ergebnis enden wird«, sagt Alois ein paar Tage später. »Als das SP der sofortigen Abstimmung zugestimmt hat, wusste ich, dass das Ergebnis schon im Vorfeld feststand.« Mit 23 Stimmen wird Alois abberufen – die Abstimmung ist geheim. Die Opposition hat zusammen nur 17 Stimmen.

»Ich bin enttäuscht. Nicht von der Opposition – die soll den AStA ja kritisieren – aber von den sechs Mitgliedern der eigenen Koalition, die den Antrag unterstützt haben«, sagt Alois. AStA-Vorsitzende Lillian sei überrascht gewesen: »Ich habe mich sehr gewundert, dass Parlamentarier, die lange nicht so eng und so häufig mit Alois zusammengearbeitet haben wie ich, davon überzeugt waren, dass er seinen Job nicht ordentlich macht.«

Wer in der Koalition aus Juso-HSG, LUST und Piraten-HSG für Alois' Abberufung gestimmt hat, lässt sich wegen der Geheimheit der Abstimmung nicht ermitteln. Die AStA-Vorsitzende hat eine Befürchtung: »Ich halte es für möglich, dass alle sechs Stimmen von Jusos kommen.« Mehrere Jusos erklären gegenüber der AKUT, dass Michael Fengler, selbst für die Juso-HSG im Par-

lament, in den eigenen Reihen massiv für die Abberufung geworben hätte. Öfters fallen die Namen fünf weiterer Mitglieder der Juso-HSG, die geplant hätten, die Abberufung zu unterstützen. »Es war eine geheime Abstimmung und ich spekuliere nicht, wie einzelne Personen abgestimmt haben«, entgegnet Michael, wenn man ihn mit den Vorwürfen aus seiner Hochschulgruppe konfrontiert. Dass er bei anderen für die Abberufung geworben hätte, kommentiert er - nicht: »Zu solchen unbestätigten Verdächtigungen will ich mich nicht äußern.« Er sei selbst vom Ergebnis der geheimen Abstimmung überrascht gewesen. »Wenn irgendwer in der Koalition gegen den Koalitionsvertrag verstößt, dann verurteile ich das. Man hätte die Kritik besser vorher kommunizieren sollen«, sagt Michael. Der Kritik des RCDS stimmt er aber in Teilen zu: »Ohne nachtreten zu wollen: Alois hat viele der Routinearbeiten gut gemacht - andere Punkte seiner Arbeit halte ich aber für kritikwürdig - besonders sein Umgang mit dem Kassenprüfungsausschuss, dem ich auch angehöre.«

Der E-Mail-Verlauf zwischen dem KPA und Alois, auf den der RCDS in der SP-Sitzung verwies, liegt der AKUT vor. Darin bittet Matthias Rübo als Vorsitzender des KPA darum, dass Alois »die notwendigen Unterlagen« zur Kassenprüfung zur Verfügung stellt. Alois erklärt daraufhin, dass der KPA beschließen müsse, welche Unterlagen er genau zur Verfügung stellen soll. Würde er selbst bestimmen, welche »notwendig« seien und welche nicht, bestimme er unerlaubt den Umfang der Prüfung. Dem widerspricht Matthias gegenüber der AKUT: »Mit einer vergleichbaren Aufforderung wurden bei der vorherigen Kassenprüfung von Alois alle benötigten Unterlagen zur Verfügung gestellt.« Der Umgangston in den E-Mails ist auf beiden Seiten jederzeit höflich und sachlich.

Der KPA beschließt letztlich, welche Unterlagen er prüfen möchte - schon ein paar Tage vor Alois Abberufung. »Matthias und ich haben kein besonders herzliches Verhältnis zueinander - dafür gibt es mehrere Gründe, vieles liegt schon länger zurück«, so Alois. Matthias kommentiert die Beziehung knapp: »Angespannt.« Beide sind auch als Vertreter der Studierenden Mitglie-



Michael (Juso-HSG) – seine Gruppe macht ihm schwere Vorwürfe

der im Senat, schon früher haben sie im SP Wortgefechte geführt. Aber auch Kritik innerhalb der Koalition und der Juso-HSG ist für Alois nichts Neues. Während für einige Jusos eine Koalition mit dem RCDS durchaus denkbar ist, lehnt Alois sie grundsätzlich ab.

Doch nicht nur politisch, auch persönlich gibt es Differenzen: »Als der Abwahl-Antrag auf der Tagesordnung auftauchte, haben wir ihn in der Hochschulgruppe besprochen«, erzählt Alois, »da wurde nicht nur Kritik an meinem Verhalten, sondern auch an meiner Person geäußert. Ich bin sicher keine einfache Person und streitbar.« Er sei Jurist und das präge auch seine Art und Weise zu schreiben und zu sprechen. Im ASTa wisse man, dass seine Auftritte manch einen befremden, erklärt Lillian: »Er hat halt Ahnung - und das lässt er Menschen spüren, die er nicht mag. Doch aus diesem Grund hat er niemandem die Zusammenarbeit verweigert - höchstens auf Spitzfindigkeiten hingewiesen.« Sein Verhalten sei nie behindernd, sondern immer konstruktiv. Und manchmal anstrengend.

Anstrengend ist es auch für Simon Merkt: Der Vorsitzende der Juso-HSG bemüht sich darum, ein geschlossenes Bild seiner Gruppe zu zeichnen. Immerhin haben die Jusos kurz vor der Wahl nicht nur das Amt des Finanzreferenten verloren, sondern gehen auch davon aus, dass sich die Verursacher dafür in den eigenen Reihen befinden. Mehr noch: »Ich denke, diesen Schachzug haben die Drahtzieher zuvor mit

dem RCDS abgesprochen«, teilt ein Mitglied der Juso-HSG der AKUT mit. Der RCDS bestreitet das und bezeichnet die Koalition als gescheitert. Nach der Verfassung seiner Gruppe kurz vor der Wahl gefragt, gibt Simon sich optimistisch: »Ich glaube, dass wir uns davon erholt haben, die Ursachen beseitigt haben und uns - wie gehabt - mit einer geschlossenen Gruppe für die Belange der Studierendenschaft einsetzen können.« Die Ursachen habe man beseitigt - was Simon damit meint, lässt er offen. Möglicherweise das: Mitte Dezember lehnt die Mehrheit der Juso-HSG ab, dass Michael Fengler für die Jusos bei der SP-Wahl im Januar kandidiert - ein beispielloser Vorgang. Fragt man Simon warum, erklärt er nur allgemein: »Auf einer regulären Sitzung wählt die Gruppe diejenigen auf unsere Liste, denen sie ihr Vertrauen schenkt.« Das Vertrauen der Juso-HSG hat Michael offenbar nicht mehr. Später erhält der Wahlausschuss eine Bewerbung von »Die Moderaten / Liste für die Uni-Card«, für welche Michael kandidiert. Aus persönlichen Gründen habe die Liste ihre Bewerbung jedoch wieder zurückgezogen. Wenn im Januar ein neues SP gewählt wird, werde Michael in den hochschulpolitischen Ruhestand treten - unter anderem möchte er sich auf seine erste juristische Staatsprüfung vorbereiten. Alois will seine Ämter als Senator und Mitglied im Verwaltungsrat des Studierendenwerks bis zum regulären Ende wahrnehmen. Auch für das SP kandidiert er wieder. ◀

Alles auf eine Karte?

UNICARD-ABSTIMMUNG Kopieren, in der Mensa essen, die ULB nutzen – für alles braucht man eine eigene Karte. Die UniCard könnte das ändern. Doch das Konzept der Karte, die diverse Ausweise und Kartenfunktionen in sich vereint, ist nicht neu.

VON LINNÉA NÖTH | noeth@akut-bonn.de



Vor allem der RCDS und die Ju-so-HSG setzen sich seit geraumer Zeit für die Einführung einer multifunktionellen Karte ein, die Studierendenausweis, VRS- und NRW-Ticket, Bibliotheksausweis sowie Mensa- und Kopierkarte vereinen soll. Der UniCard-Ausschuss des Studierendenparlaments, der ein Konzept für die Karte erarbeiten soll, steckt voll Tatendrang. Teilweise: Jonas Janoschka von der Grünen Hochschulgruppe, die der UniCard grundsätzlich kritisch gegenübersteht, erklärt, dass es sich bei der »UniCard« »bisher lediglich um eine Idee« handle. Denn selbst wenn sich die Studierendenschaft bei der Urabstimmung im Januar für die Karte aussprechen sollte, ist das Votum der Studierenden für die Universität rechtlich nicht bindend. Falls sich die Universität nicht kooperationsbereit zeigen sollte, würden der Verwirklichung des »UniCard«-Konzepts erhebliche Steine in den Weg gelegt. Schließlich dürfte eine Multifunktionskarte ohne Studierendenausweis – den nur die Universität ausstellen kann – wenig Sinn ergeben.

Neben der Universität müssen auch noch andere Institutionen des universitären Apparats sowie das Studieren-

denwerk in die Überlegungen mit einbezogen werden. Während die Leitung der Universitäts- und Landesbibliothek das Konzept derzeit ablehnt, steht das Studierendenwerk der Idee der Einführung einer »UniCard« grundsätzlich positiv gegenüber. Darüber hinaus müssten auch Vereinbarungen hinsichtlich des Semestertickets und der Kopierkarten getroffen werden.

Gemäß des Konzepts soll die »UniCard« ein Lichtbild des Inhabers oder der Inhaberin enthalten – etwa, um die Identifizierung vor Prüfungen oder etwa Zugangskontrollen beim Hochschulsport zu erleichtern. Die dazu von den Studierenden einzureichenden Fotos sowie die zugehörigen persönlichen Daten sollen laut Angaben des »UniCard«-Ausschusses ausschließlich für die Erstellung und Verwaltung der zugehörigen »UniCard« verwendet werden. Zudem soll der in der »UniCard« enthaltene Chip voneinander unabhängige Speicherbereiche enthalten, um die persönlichen Daten zu schützen. Und wer die elektronischen Komponenten der »UniCard« nicht nutzen möchte, soll eine Karte ohne Chipkarte erhalten. Zweifelhaft ist, ob diejenigen Personen ihre alten Karten zum Kopieren weiterhin nutzen können – bisher

heißt es, dass diese Funktion erhalten bleiben soll.

Gegner der »UniCard« befürchten dennoch Sicherheitslücken: Die aktuell eingesetzten Sicherheitschips in Mensa- und Kopierkarten seien nicht mehr sicher genug und müssten durch neuere ausgetauscht werden. Unwahrscheinlich, aber möglich sei zudem die Speicherung von Nutzungsmustern, die bspw. Rückschlüsse auf die Aufenthaltszeit in der Bibliothek zuließen. Würde man zukünftig die UniCard zum »Einchecken« bei Lehrveranstaltungen nutzen, könnten auch Anwesenheits- oder Verspätungsstatistiken erstellt werden.

Wie viel die Einführung und der Betrieb der UniCard kosten würde, ist bisher noch nicht bekannt. Die Universität will die Kosten erst ermitteln, wenn die offizielle Zustimmung der Studierenden nach der Urabstimmung vorliegt.

Der UniCard-Ausschuss betont, die Studierenden sollten höchstens an den Kosten zur Einführung, nicht an den laufenden Kosten beteiligt werden. Die Einführungskosten würden sich aus den Personalkosten in der Planungszeit sowie aus den Kosten durch die technische Umstrukturierung der Ausweissysteme zusammensetzen. Der Ausschuss betont hierbei, dass die Einführung der »UniCard« die Verwaltungskosten, die aktuell beim Ausstellen der Ausweise anfallen, verringern könne. Es ist jedoch fraglich, ob die Erstellung einer Plastikkarte günstiger ist als der Druck eines Studierendenausweises, da sich dieser ohnehin auf dem Papierbogen befindet, den die Universität jedes Semester an die Studierenden verschickt. Die Beteiligung an der Urabstimmung im Januar wäre ein Weg, dem möglichen Entstehungsprozess der »UniCard« eine Richtung zu geben. Bleibt zu hoffen, dass genug Studierende diese Möglichkeit wahrnehmen und wählen gehen. ◀

KOMMENTAR

Mit Lumpi im Wahllokal



Unheilsschwanger:
Die Welt

Ich treffe Lumpi, den trinkenden Hund, am Tresen einer renovierungsbedürftigen Kneipe, um mit ihm über Hochschulpolitik zu sprechen. Die Kneipe heißt »Wahllokal« und ist eine heruntergekommene Spelunke, in die sich nur selten jemand verirrt. Auch Lumpi kommt nur her, wenn sonst keine bessere Alternative zu finden ist. Ich setze mich auf den Barhocker neben ihn und winke den Wirt herüber: »Zwei Kölsch und zwei Schnäpse. Lumpi, Korn oder Wodka?« - »Schwierige Frage. Weißt du, zwischen Schnäpsen und Parteien wählen zu müssen ist im Grunde dasselbe«, antwortet Lumpi, »denn egal wie man sich entscheidet; das Ergebnis ist am Ende zum Kotzen.«

Ich belasse es beim Kölsch. »Der Unterschied ist nur, dass man beim Schnaps weiß, was man sich bestellt. Da steht auf dem Etikett genau das drauf, was auch drin ist. Da wundert man sich nicht, wenn es einem am nächsten Tag hundsmiserabel geht. Wodka lügt nicht. Parteien aber sind wie Hundefutterdosen. Das Bild vorne ist appetitlich und wirbt mit dem »besten von Rind & Huhn« - der Inhalt aber ist zum Ekeln«. Ich bestelle doch noch zwei Wodka. Lumpi legt seine Zigaretten auf die Theke und fischt sich eine aus der Packung. »Oder hier«, sagt er und deutet mit der Kippe auf den Warnhinweis. »Da steht auch alles drauf. »Rauchen führt zu Impotenz«. Wenn Politiker bloß auch mal so ehrlich wären.« - »Die führen aber auch nicht zu Impotenz«, versuche ich zu intervenieren, aber Lumpi kläfft dazwischen: »Da ist das Problem auch eher die Inkompetenz. Wenn mir schon irgendjemand »Sitz« und »Platz« befehlen muss, dann kann man doch wenigstens erwarten, dass die Leute wissen, was sie da tun. Stattdessen locken sie einen bloß mit kleinen Geschenken, hier ein Knöchelchen, da ein Küchlein und wenn man dann dick und vollgestopft ist, lassen sie die Falle zuschnappen. Aber nicht mir mir!« - »Du hast

heute an vier Ständen von Parteien Kaffee getrunken und Kekse gegessen und allen versprochen, deine Stimme für sie abzugeben...« - »Man soll die Hand nicht beißen, die einen füttert, aber wählen muss ich die Hand deswegen noch lange nicht!« - »Scheiße, dass kannst du doch nicht bringen. Das ist ja wie Zeche prellen!« - »Ich sehe dein Problem nicht. Feuer?«

Ich krame in meiner Hosentasche und ein Keks purzelt aus der Jeans. Lumpi hebt ihn auf und stopft ihn sich in den Mund. »Lecker, mit Mandeln. Hast du noch einen?« - »Ne. Hab' ich alle schon beim Kaffee gegessen« - »Beim Kaffee von der XYZ-Partei?« - »Jo, das ist der bes...« Lumpi wirft mir einen vorwurfsvollen Blick zu.

Wir schweigen eine Weile, dann bestelle ich noch einmal zwei Kölsch und zwei Wodka: »Geht auf mich!« - »Du wärst ein guter Politiker geworden«, sagt Lumpi und wir stürzen die Gläser hinunter. »Wenn niemand wählen geht, dann ist das am Ende doch auch alles für die Katz«, lalle ich und auch Lumpi scheint sich bierselig mit dem Gedanken anzufreunden. »Aber wen soll man bitte wählen?« - »Na, im Zweifel die mit dem besten Kaffee.« - »Aber nur wenn die noch Mandelkekse haben!« - »So-wieso«, sagt Lumpi, »meine Stimme gibt's ja schließlich nicht umsonst.«

»Lass uns zahlen, dann gucken wir nach den Keksen.« Ich durchsuche mein Portmonee nach Geld: »Kannst du mir was leihen?«, frage ich Lumpi, aber der schüttelt den Kopf: »Ne, aber ich kann bis drei zählen«. Das tut er und bei »Zwei« beginne ich zu laufen.



Florian Eßer studiert Psychologie und Germanistik. Sprechende Hunde erscheinen ihm bei Kneipenbesuchen häufiger.

Beschlossene Sache

RUBRIK SP-BESCHLÜSSE Das 37. Studierendenparlament hat erneut viele Dinge beschlossen. Wie immer finden wir unter den Beschlüssen alte Bekannte und einige Neuerungen – ausgewählte Beschlüsse stellen wir hier vor.

VON **SVEN ZEMANEK & ALEXANDER GRANTL**

25.09.2015

Zusatzvereinbarung zum Kooperationsvertrag »Flexible Kinderbetreuung«

La Familiär e.V. übernimmt die bislang vom AStA bzw. der Stelle »Studieren mit Kind« wahrgenommenen Aufgaben und bekommt die dadurch anfallenden Kosten erstattet. Der AStA führt aber weiterhin studentische Erstberatung und Erstinformation über das Projekt durch.

Die bisherigen Mitarbeiterinnen der Stelle »Studieren mit Kind« haben aufgehört, daher konnte der AStA die Aufgaben nicht mehr wahrnehmen.

25.09.2015

Unicard-Flyer

Das Studierendenparlament fordert seinen UniCard-Ausschuss auf, dessen Infoflyer zur Unicard zügig zu überarbeiten und die Verteilung der alten Version dann einzustellen. Kritisiert wurden fehlende Verantwortlichkeit im Sinne des Presserechts, fehlendes SP-Logo, unpräzise Angaben zu den Einführungs- und Betriebskosten sowie die Verletzung der Markenrechte der Uni durch Verwendung des Unilogos.

Zuvor hatte der AStA-Finanzreferent verlangt, die Verteilung des Flyers einzustellen. Er hielt diesen für teilweise missverständlich. Seine Anordnung hob das SP mit dem Beschluss dieses Antrags der Juso-HSG wieder auf. Auf dem neuen Flyer sind die Mängel offenbar behoben.

25.09.2015

Einladung an den fzs und Behandlung von Fragen

Der Vorstand des freien Zusammenschlusses von studentInnenschaften (fzs) wird auf eine Sitzung des Studierendenparlaments eingeladen, damit interessierte Studierende dort ihre Fragen loswerden können. 12 solcher Fragen schickt der Antrag praktischerweise gleich mit.

Dies war ein Antrag der Fraktionen der Juso-HSG, des RCDS und der LHG. Auf der folgenden Berichtssitzung berichtete dann ein Vertreter des fzs-Vorstands. Die Aufmerksamkeit der Parlamentsmitglieder war gering und nahm während der Ausführungen sogar noch ab.

25.09.2015

Flüchtlingssituation

Das Studierendenparlament fordert AStA und Universität auf, darauf hinzuwirken, dass Flüchtlinge mit Hochschulzugangsberechtigung ein Studium an der Uni Bonn erfolgreich beginnen und beenden können. Explizit genannt wird die Einrichtung von Sprachkursen für Flüchtlinge.

Wer das finanzieren soll, stellt der Antrag des RCDS auch heraus: Das Land Nordrhein-Westfalen.

19.11.2015

Bestätigung der Liste der Fachschaften der RFWU Bonn mit zugeordneten Studiengängen

Eine neue Liste der Fachschaften wird vom Studierendenparlament bestätigt. Die Fachschaft Lehramt tritt ein paar Fach-Abschluss-Kombinationen an die Fachschaft »Griechische und Lateinische Philologie« ab.

Die Liste der Fachschaften ist ein Anhang der Geschäftsordnung der Fachschaftenkonferenz und regelt anhand der Kombination von Hauptfach und Abschluss, welcher Fachschaft Studierende zugeordnet sind. Eine neue Fassung muss vom SP bestätigt werden, bevor sie in Kraft tritt.

19.11.2015

Zuweisung der Gelder des Kulturplenums

Auf dem Kulturplenum konnten die studentischen Gruppen um die zur Verfügung stehenden 15.000 € schachern, die dabei entstandene Aufteilung wurde nun vom Studierendenparlament abgesegnet.

Die Kulturgruppe »Islamische Hochschulvereinigung« musste auf der übernächsten Sitzung noch einmal anwesend sein, da es Bedenken gegen die Zuweisung von Geldern an sie gab.



HINTERGRUND ◉

Was sind SP-Beschlüsse?

Das SP als oberstes beschlussfassendes Organ beschließt grundsätzlich über alle Angelegenheiten der Studierendenschaft und überwacht die Durchführung seiner Beschlüsse.

Die Beschlüsse sind nur für die unmittelbaren Organe der Studierendenschaft iSv § 4 (der Satzung der Studierendenschaft der Universität Bonn) verpflichtend, d.h. für den AStA, die Ausschüsse und das SP selbst. Bei allen anderen Adressaten (z.B. Studierendenwerk) haben die Beschlüsse lediglich den Charakter von Empfehlungen und sind Ausdruck der Ansicht der Studierendenschaft, vgl. § 5 I Satzung der Studierendenschaft der Uni Bonn.

24.11.2015

Ordnung zur Vergabe von

Aufwandsentschädigungen in Ausschüssen

SP-Ausschüsse können eine Aufwandsentschädigung erhalten, wenn ein entsprechender Haushaltstitel existiert und sie noch etwas anderes tun als Sitzungen abzuhalten.

Diese Ordnung ist noch eine Relikt der Diskussion um Aufwandsentschädigungen für Ausschüsse aus dem Frühjahr.

07.12.2015

Zuweisung der Gelder des Kulturplenums II

Die Kulturgruppe »Islamische Hochschulvereinigung« erhält aus dem Haushaltstitel für das Kulturplenum 70 € für Fahrtkosten und 40 € für die Herstellung von Flyern.

Bis dies beschlossen wurde, musste die Kulturgruppe eineinhalb Stunden die Fragen des SP beantworten – was sie teilweise nicht wollte.

14.12.2015

Rechtsgutachten TuBF

Der Untersuchungsausschuss formuliert Nachfragen zum Gutachten von Rechtsanwalt Prof. Dieckmann vom 26.11.2015 zur TuBF, die die Unklarheiten zum Sachverhalt, die dem Untersuchungsausschuss geblieben sind, aufklären.

Der ursprüngliche Antrag des Untersuchungsausschussvorsitzenden Matthias Rübo wollte ein eigenes Rechtsgutachten in Auftrag geben. Gegen die nun beschlossene Fassung, die durch einen Änderungsantrag der Juso-HSG-Fraktion entstanden war, wehrten sich die anwesenden Ausschussmitglieder der Opposition heftig.

14.12.2015

Finanzanträge Sportreferat: Rudern, Judo, Flutlicht

Die Sportart Rudern erhält 19.202,98 € für die Anschaffung eines großen und eines kleinen Bootes, die Sportart Judo 7915,88 € für die Anschaffung neuer Judomatten samt Mattenwagen, und auf dem Venusberg errichtet der Hochschulsport eine Soccerbox, die Studierendenschaft steuert 5644,41 € für eine zugehörige Flutlichtanlage bei.

Eine Soccerbox ist übrigens ein Fußball-Kleinspielfeld mit Kunstrasen. So viel Spaß für so viel Geld.



DIE UNI IN ZAHLEN

133

verschiedene Kurse bietet die Universität Bonn in ihrem Hochschulsport-Programm an. Es gibt praktisch nichts, was es nicht gibt. Von bekannten Sportarten wie Badminton oder Handball bis hin zu außergewöhnlicheren Angeboten, wie Pole Art Fitness und Capoeira. Es ist wirklich für jeden Geschmack etwas dabei. Neben den Universitätssportanlagen am Venusberg und in Bonn-Castell finden zusätzlich Kurse im Bootshaus in Beuel sowie in der Nassestrasse statt. In Bonn-Castell verfügt die Uni Bonn mit der »Halle 5« sogar über ihr eigenes Fitnessstudio, welches über 350 Quadratmeter Platz

zum Trainieren bietet. Mitmachen kann jeder, der Mitglied und Angehöriger der Uni Bonn (auch Ehemalige) ist. Externe Mitglieder, wie Studierende anderer Universitäten, können durch den Leiter des Hochschulsports ebenfalls zugelassen werden. Für alle Kurse, ob kostenpflichtig oder nicht, muss man sich vorab online anmelden. Gegebenenfalls wird außerdem eine sogenannte Semesterkarte benötigt. Beginn der Sportangebote ist die erste Semesterwoche, wobei es möglich ist, die Kurse in den ersten vier Wochen ohne Anmeldung zu testen. Wer nicht gerne alleine Sport machen möchte, kann sich auf der Internetseite des Hochschulsports bei der Sportpartnerbörse nach einem geeigneten Trainingspartner umsehen. Neben dem sportlichen Aspekt kommt hier also auch die soziale Komponente nicht zu kurz. **Dominique Müller**

POPPELSDORFER SCHLOSS

Reichstag für Bonn?

Der Bonner Unternehmer Frank Asbeck (Solarworld) möchte dem Poppelsdorfer Schloss eine Glaskuppel schenken. Sein eigentlicher Plan, dem Festspielhaus eine Orgel zu spendieren, scheiterte am Abbruch des Projekts. Als er jedoch ein Luftbild des Poppelsdorfer Schlosses sah, kam ihm die Idee, in eine Glaskuppel im Wert von 2,5 Millionen Euro zu investieren. Damit würde der Innenhof, der momentan als Parkplatz für Mitarbeiter der Universität dient, einen völlig neuen Nutzen als multifunktionaler Veranstaltungsort bekommen. Die Glaskuppel soll jedoch, anders als die des Berliner Reichstags, nicht sonderlich über das Schloss hinausragen. Die Universitätsleitung äußerte sich positiv

zu Asbecks Idee. Insbesondere als wetterunabhängiger Konzertsaal, aber auch als Raum für wissenschaftliche Kongresse und Kulturveranstaltungen sei der damit neu entstehende Saal interessant, so heißt es von offizieller Seite. Die Uni könne sich allerdings nicht an den Betriebskosten der Kuppel beteiligen. Ebenso dürfe der Kuppelsaal die Nutzung des Schlosses, in dem momentan mehrere Institute sowie das Mineralogische Museum untergebracht sind, nicht stören. Auch Bonns Oberbürgermeister Sridharan hat sich für das Projekt ausgesprochen, während die Bonner Bürger (vor allem in den sozialen Netzwerken) eher geteilter Meinung sind. Es gebe derzeit wichtigere Baustellen in Bonn, so einige Kritiker. Noch steht das Vorhaben ganz am Anfang. Viele Fragen, vor allem bezüglich des Denkmalschutzes, der Finanzierung und der Instandhaltung, müssen erst noch geklärt werden. **Charlotte Kümpel**

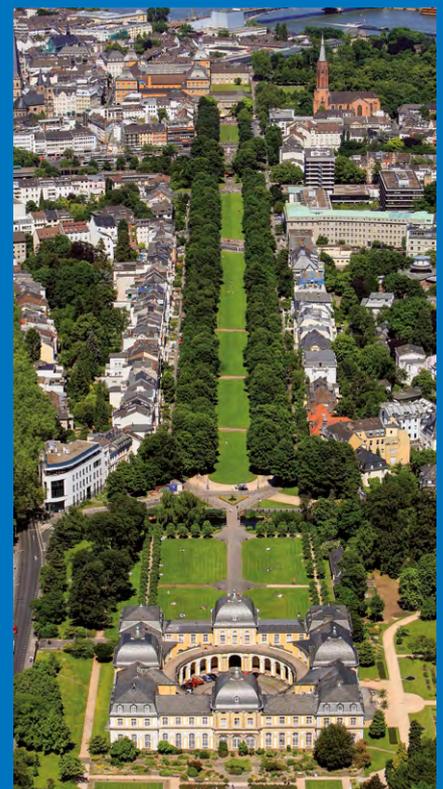


FOTO (OBEN): DR. RICHARD JANSSEN / HOCHSCHULSPORT; (UNTEN): MICHAEL SONDERMANN / BUNDESSTADT BONN

Liebe Mensa,



ich will eigentlich nicht gerne über Dich meckern. Seit ich vor gut drei Jahren mit Begeisterung feststellte, dass man als vegetarischer Gast bei Dir für 1,10 € satt und zufrieden werden kann, besuche ich Dich gerne. Ich habe mir sogar mittlerweile eine Mensa-Card besorgt und esse mindestens zweimal die Woche Deine sogenannte vegetarische Hauptkomponente, auch mal einen Salat und ab und an auch das Premium-Gericht auf der veganen dritten Etage.

Drei Jahre hast Du mir zwar nicht jedes Mal eine Geschmacksexplosion serviert, aber oft genug fand ich auf meinem Teller etwas, das ich gerne aß und bei dem vor allem das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmte. Dafür hatte ich Dich gern.

Meine liebe Mensa, versteh mich nicht falsch. Du bist mein zweites Esszimmer. Wie für viele Studierende bist Du für mich nicht nur eine günstige Kantine, sondern auch ein Treffpunkt und - trotz Lärm und Hektik - der Ort der Entspannung zwischen zwei Vorlesungen an einem langen Uni-Tag. Ich schätze Deine Angestellten, die ich mittlerweile fast alle wiedererkenne und die ich trotz des Massenbetriebes außerordentlich freundlich finde.

Aber ich muss Dir etwas sagen: Seit einiger Zeit ist etwas anders in unserer Beziehung. Seit diesem Semester bin ich oft unzufrieden. Den Grund zeigen diese Fotos.

Leider haben zur gleichen Zeit zwei diametrale Entwicklungen bei Deinem Angebot stattgefunden, die Dein tolles Preis-Leistungs-Verhältnis gleich in doppelter

BETRIFFT: MENSA-ESSEN Dass man in der Mensa Nassestraße keine Entenbrust an Petersilienwurzelpüree und Vanillekarotten serviert bekommt, ist klar. Ein paar Ansprüche sollte das Mensa-Menü aber erfüllen.

VON **SOPHIE LEINS** | leins@akut-bonn.de

Hinsicht aufgelöst haben. Erstens stieg der Preis für das vegetarische Essen von vorher 90 Cent bis 1,10 € auf 1,45 € bis 1,65 €. Und zweitens nahmen Portionsgröße und - wie ich finde - auch die Qualität ab.

Auch wenn die vegetarische Hauptkomponente - wie der Name verrät - an sich nur der Teil einer Mahlzeit sein soll: Bisher warst Du gütig und sie reichte aus, einen Menschen wie mich satt zu machen. Wenn man Lust hatte, konnte man sich dann sogar noch einen Nachtisch oder einen kleinen Salat dazu gönnen. Seit das vegetarische Essen 1,45 € kostet, wird es meistens ohne Beilage serviert. Man muss sie sich jetzt noch dazu kaufen, um überhaupt ohne knurrenden Magen ins Seminar zurückkehren zu können.

Außerdem häuft sich das Angebot von diversen Nudelsorten mit Tomatensoße. Liebe Mensa, ich liebe Nudeln, aber mal ehrlich: Wenn es eines gibt, was wir Studierende uns wirklich oft genug selbst kochen, dann sind das Nudeln mit Soße.

Geschätzte Mensa, ich will Dir keine böse Absicht unterstellen. Sicher hast Du nicht vor, uns alle in die teure dritte Etage zu drängen, stimmt's? Denn Du warst ja auch mal jung und brauchtest das Geld. Also bleib weiterhin ein guter Gastgeber, bei dem auch die mit kleineren Geldbeuteln zufrieden und mit vollem Bauch zum Lernen zurückkehren können. Dann kannst Du Dich weiterhin an uns erfreuen - und wir uns an Dir! ▶





Professor Hoch motiviert

AKUT-GESPRÄCH Der Entwicklungsbiologe Prof. Dr. Michael Hoch ist der Rektor der Universität Bonn. Im AKUT-Gespräch erklärt er, wie er die Last von Sparmaßnahmen positiv nutzen möchte und wie viel Einfluss er auf das Sprachkursangebot und auf den Anteil an Professorinnen hat.

INTERVIEW **ALEXANDER GRANTL & SVEN ZEMANEK**

AKUT Sie sind nun seit Mai Rektor der Universität Bonn. Wie hat sich seitdem Ihr Kontakt zu den Studierenden verändert?

HOCH Ich habe andere Gruppen von Studierenden kennengelernt. Früher hatte ich schon ein ganz intensives Verhältnis zu unseren Studierenden im Fachbereich molekulare Biomedizin, aber durch meine neue Tätigkeit habe ich viel mehr Termine mit verschiedenen Studierenden. Zum Beispiel habe ich den AstA besucht - zu dem hatte ich früher gar keinen Kontakt. Und ich war bei den Fachschaften - und habe dort auch gehört, mit welchen Fragen man sich dort beschäftigt. Ich denke, dass ich da einen ganz guten Kontakt habe.

AKUT Sie haben auch viele neue Aufgaben bekommen. Gibt es etwas, das Sie besonders gerne machen? Etwas, das Sie gar nicht gerne machen?

HOCH Den Kontakt zu den verschiedenen Gruppen zu pflegen, mache ich besonders gerne. Die Studierenden haben Sie schon angesprochen: Es macht mir große Freude, mit ihnen zu sprechen und zu hören, was sie so bewegt. Aber auch der Kontakt zu den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern ist mir natürlich besonders wichtig. Auch jetzt, wo wir vor einer neuen Runde der Exzellenzinitiative stehen und dazu viele Gespräche stattfinden. Das macht große Freude. Außerdem habe ich alle Dezernate in der Verwaltung besucht und mich mit den Mitarbeitern dort intensiv ausgetauscht. Wir treffen uns nun regelmäßig mit den Dezernaten, um uns informell auszutauschen. Was mir auch große Freude macht, ist der Außenkontakt. Unter anderem habe ich den neuen Oberbürgermeister Bonns besucht und auch den Landrat des Rhein-Sieg-Kreises. Zudem habe ich mich mit verschiedenen Gruppen aus

der Stadtgesellschaft unterhalten, um die Uni auch dort noch präsenter zu machen. Das ist zurzeit sehr wichtig.

AKUT Was macht nicht so viel Spaß?

HOCH Ich kann - ganz ehrlich - eigentlich gar nichts identifizieren, was mir keinen Spaß machen würde. Natürlich gibt es auch Problemsituationen, die man bewältigen muss. Daran hat man nicht unbedingt Spaß, aber das sind Sachen, die man im Alltag eben abarbeiten muss. Wenn es um Personen geht, versuche ich etwa herauszufinden, wie ich die Beteiligten so motiviere, dass das Problem irgendwo gelöst werden kann. Und das ist auch gleichzeitig wieder eine positive Herausforderung.

AKUT Stichwort Herausforderung:

Sparen und andere zum Sparen anhalten - erlebt die Universität ihre 200-Jahr-Feier 2018 noch?

HOCH (*lacht*) Ich hoffe schon! Sparen ist natürlich eine der unangenehmsten Thematiken. Auf der anderen Seite ist es so, dass wir heute in Zeiten leben, in denen wir uns Gedanken machen sollten, wie wir überhaupt mit Überflusssituationen umgehen. Das ist auch eine Frage an die Gesellschaft. Etwa anhand der Flüchtlingsthematik: Wir sollten uns in einem ganz anderen Kontext Gedanken machen, wie gut es uns geht - besonders im Vergleich zu denen, die ihre Heimat verloren und Gewalt und Tod erlebt haben. Aber zurück zur Universität: Natürlich macht Sparen keinen Spaß. Der entscheidende Punkt ist, wie wir uns mithilfe dieser Sparmaßnahmen neu aufstellen können, ja vielleicht befreien können von Zwängen. Das ist hier die positive Herausforderung: Wie kann ich die Situation so organisieren, dass Forschung und Lehre erhalten bleiben und gleichzeitig eine neue Perspektive daraus resultiert? Das ist eine

schwierige Aufgabe, aber es macht Freude, sich auch darüber Gedanken zu machen.

AKUT Haben Sie ein konkretes Beispiel, wie Sie etwa Institute dabei unterstützen?

HOCH Das Thema Energie, zum Beispiel. Da haben wir momentan noch viel Glück, weil die Energiekosten nicht besonders hoch sind. Aber sie werden womöglich steigen. Und wir geben schon jetzt viel Geld für Energie aus, also für Heizung, Strom und Kühlung. 17 Millionen Euro im Jahr. Da stellt sich die Frage, ob wir irgendwo sparen können. Hier in der Verwaltung gibt es da schon gute Konzepte, die ich noch ein wenig weitertreiben möchte. Wir überlegen, wie wir die Institute, in denen aus wissenschaftlichen Gründen viel Energie verbraucht wird, dazu bekommen, kreativ über das Energiesparen nachzudenken.

AKUT »Kreativ nachdenken« klingt noch sehr vage...

HOCH Ich kann das mal konkretisieren: Wenn ein Institut eine Idee hat, wie es Energie sparen kann, sollte ein Teil genau dieser Einsparung wieder an das Institut zurückkommen. Sodass man letztlich ein positives Anreizmodell hätte, das Institute zum Sparen anhalten könnte. Man müsste natürlich überlegen, wie viel der Einsparungen wieder an das Institut zurückgehen, aber man hätte dann vielleicht eine Triebkraft, nochmal ganz anders über das Thema Energiesparen nachzudenken.

AKUT Etwas anderes: Im Januar wird ein neues Studierendenparlament gewählt, es gibt auch zwei Urabstimmungen. Wie genau verfolgen Sie solche Entwicklungen?

HOCH Ich verfolge die Entwicklungen, indem ich immer mal wieder über



Rektor Prof. Hoch »Wichtig ist, dass man ein Gemeinschaftsgefühl entwickelt«

anstehende Termine und ähnliches informiert werde. Ich selber habe mir zwar vorgenommen, zu einer Sitzung des Studierendenparlaments zu kommen, habe es aber bisher noch nicht geschafft. Das nehme ich mir aber für 2016 vor. Bisher habe ich mich, wie gesagt, schon mehrmals mit dem AStA und den Fachschaften getroffen, aber bis zum Studierendenparlament habe ich es noch nicht geschafft.

AKUT Im Senat hingegen waren Sie schon. Der hat neulich eine neue Grundordnung beschlossen - finden Sie die Gruppenparität im Senat nun gut umgesetzt?

HOCH Das ist eine Sache, die nun demokratisch entschieden wurde und ich möchte mich dazu eigentlich gar nicht äußern. Das Verfahren hat auch dazu geführt, dass die Gruppen sehr miteinander gerungen haben. Und dann war es an einen Punkt gekommen, an welchem es eine klare

Abstimmung gab. Und die nehme ich nicht nur zur Kenntnis, sondern glaube, dass man hier einen guten Weg für die Zukunft gefunden hat.

AKUT Wünschen Sie sich, das auf andere Gremien - etwa Fakultätsräte - auszuweiten?

HOCH Ich wünsche mir, dass die verschiedenen Gruppen auch weiter an der Fortentwicklung der Universität beteiligt sind. Das ist ein ganz wichtiger Punkt für mich. Auch wichtig ist, dass man ein Gemeinschaftsgefühl entwickelt. Die Gruppen müssen das Gefühl haben, dass sie einbringen können, was ihnen am Herzen liegt. Dass man dabei manchmal nicht seine Maximalposition erreichen kann, muss man akzeptieren. Bisher ist es immer gelungen, im Widerstreit der Ideen und Standpunkte doch Kompromisslösungen zu erzielen, die für alle Seiten positiv waren. Ich bin zuversichtlich, dass man diese Paritätsthe-

matiken unproblematisch wird lösen können. Das ist mein Grundvertrauen, auch in die Kolleginnen und Kollegen, die Studierenden und die Mitarbeiter der Gremien.

AKUT Seit kurzem wissen Sie, dass Sie die philologischen Bibliotheken nicht im Viktoriakarree unterbringen können. Was für Alternativen haben Sie nun?

HOCH Nachdem dieser Prozess 2007 initiiert wurde, haben wir nun eine klare Entscheidung. Wir als Rektorat brauchen eine Lösung bis Mitte 2018, weil uns hier Statik und Brandschutz herausfordern. Nun möchten wir zunächst mit den Nutzern sprechen: Wie ist der Bedarf? Muss justiert oder moduliert werden? Es ist ja nun einiges an Zeit vergangen. Und wir müssen mit der ULB sprechen, weil diese auch beteiligt ist. Dazu werden wir gleich 2016 diese Gruppen zusammenrufen, um den Bedarf zu klären und die räum-



lichen Möglichkeiten zu beurteilen. Erst dann können wir entscheiden, ob es vielleicht einen Umzug oder einen Neubau braucht.

AKUT Kommen wir noch zu den Professorinnen: Schon in Ihrer Antrittsrede hatten Sie angekündigt, dass Sie den Professorinnen-Anteil »signifikant erhöhen« wollten. Der liegt in Bonn unter dem ohnehin niedrigen NRW-Durchschnitt. Wie tun Sie das? Was haben Sie schon getan?

HOCH Da haben wir in den letzten Jahren doch einiges erreicht. Die Anzahl der Professorinnen ist schon deutlich gestiegen. Das ist ganz wesentlich der Aktivität des Gleichstellungsbüros und der Gleichstellungsbeauftragten geschuldet. Als Rektor bin ich auch Vorsitzender der Gleichstellungskommission. Hier versuchen wir zu überlegen, wie wir in Berufungssituationen den Professorinnen-Anteil erhöhen können. Schlussendlich hängt das aber wesentlich von den Fakultäten ab,

die unterschiedlich erfolgreich beim Erreichen dieser Ziele sind. Wir im Rektorat versuchen, aktiv Einfluss auf die Fakultäten auszuüben, sodass sie in den Berufungskommissionen dieses Thema im Auge haben.

AKUT Wünschen Sie sich, hier mehr Einfluss haben zu können?

HOCH Hier geht es letztlich darum, ein Vertrauensverhältnis zwischen Rektorat und Dekanen zu erzeugen. Das entwickelt sich in den letzten Monaten sehr positiv. Wir arbeiten sehr gut zusammen und ich bin optimistisch, dass wir über den guten Kontakt zu Dekanen und Fakultäten das Ziel, den Professorinnen-Anteil zu erhöhen, in den nächsten Jahren erreichen werden.

AKUT Mitglieder des AstA werfen Ihnen vor, Sie würden die Universität zu »ökonomisch« sehen. Im AstA-Heftchen »Friedrichs Wilhelm« wurde Ihre Rede zur Eröffnung des akademischen Jahres kritisiert. Etwa, dass Sie vom Wettbewerb der Universitäten gesprochen hätten. Was entgegnen Sie dieser Kritik?

HOCH Ich bin natürlich für Meinungsfreiheit und halte es für absolut legitim, dass jemand eine andere Meinung dazu hat. Allerdings sehe ich die Situation anders. Ich glaube, dass wir als Universitäten natürlich im Wettbewerb stehen - nicht nur um finanzielle Ressourcen, sondern auch um Köpfe und Talente - also Studierende und Wissenschaftler. Wir stehen also in einer Wettbewerbssituation und müssen überlegen, wie wir Schwerpunkte setzen, um erfolgreich zu sein.

AKUT Wie gut steht Bonn in diesem Wettbewerb der Universitäten und Hochschulen denn da?

HOCH Wir stehen sehr gut da. Das sehen wir an einigen Kennzahlen, etwa, dass wir seit Jahren auf Platz 1 sind, was die Förderung der Naturwissenschaften durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft DFG betrifft. Auch bei internationalen Uni-Rankings sind wir sehr gut, in den letzten Jahren häufig unter den ersten 100, mit nur wenigen anderen deutschen Universitäten. Diese Zahlen sind deswegen wichtig, weil Wissenschaftler und Studierende oft anhand dieser Kenn-

zahlen entscheiden, ob sie an die Uni Bonn kommen oder an eine andere Universität gehen. Sie sind sicher auch stolz, einer sehr guten Universität anzugehören. Und das zieht sich weiter in Ihr Leben, später im Beruf und alles, was nach dem Studium kommt. Und es ist doch einfach spannend, wenn man talentierte, kreative Professoren hat und davon lange profitieren kann.

Es ist also ganz wichtig, dass wir im Wettbewerb gut positioniert sind. Doch es ist auch noch Luft nach oben, etwa, weil wir keine Exzellenzuniversität sind, wie Köln und Aachen. Wir haben hervorragende Voraussetzungen, auch diesen Schritt noch zu schaffen. Wir bereiten uns darauf vor.

AKUT Wir haben mal einige Studierende gefragt, welche Fragen sie Ihnen stellen würden. Da kam beispielsweise »Warum schaffen Sie nicht mehr Sprachkurse?« Wie viel Einfluss haben Sie eigentlich auf so etwas?

HOCH Im Alltag nicht besonders viel. Aber wenn ich das zum Thema, zur Aufgabe mache, können wir im Rektorat natürlich schon einiges bewegen. Die Frage, warum es nicht mehr Sprachkurse gibt, ist letztendlich eine Ressourcenfrage. Wir müssen mit unseren Ressourcen ökonomisch umgehen - auch in diesem Bereich. Hier gehen wir schon ans Maximum. Wenn wir dort mehr Sprachkurse schaffen, müssen wir woanders etwas wegnehmen.

AKUT Haben Sie den Eindruck, die Studierenden wissen, was Sie als Rektor tun oder tun können?

HOCH Ich denke, dass viele Studierende das nicht wissen. Aber das halte ich für ganz normal - jeder ist zunächst in seiner eigenen Welt gefangen. Ich kam aus der Welt des Wissenschaftlers im Institut. Nun bin ich hier im Rektorat und habe viele neue Dinge kennengelernt. Wir haben am Anfang ja darüber gesprochen: Kontakt zu allen möglichen Gruppen, Fragestellungen allgemeiner Natur - oft muss man sich da erstmal ein Bild machen. So ist es bei den Studierenden auch, die natürlich primär in ihrer Welt leben. Das ist auch richtig so, denn auch dort muss man sich konzentrieren. Das ist ganz normal, denke ich. ◀

Platzangst

PHILOLOGISCHE BIBLIOTHEKEN Die »Shopping Mall« im Viktoriakarree kommt nicht. Ein Gewinn für das Bürgerbegehren und Bonns Stadtbild – ein Rückschlag für die Uni Bonn. Diese muss bis 2018 Platz für tausende Bücher finden. Ideen gibt es schon – Räume nicht.

VON **EVA FÜRST** | fuerst@akut-bonn.de



Wenig Platz für AKUT-Redakteurin Eva

Um die Dringlichkeit des Projektes philologische Bibliothek zu verstehen, geht man am besten acht Jahre zurück, an den Ursprung der Idee. Klar war: Das Hauptgebäude muss saniert werden. Was nicht klar war, ist die riesige Fläche, die im Hauptgebäude von verschiedenen Institutsbibliotheken in Anspruch genommen wird, obwohl die meisten Standorte denkbar ungeeignet sind: Überdurchschnittlich breite Flure und fehlender Platz für Zuwachs. Vollgestopfte Regale und ewig lange Bücherschläuche sind für viele Studierende Bibliotheksalltag. Es musste also über provisorische Lösungen nachgedacht werden: Wohin mit den Büchern während der Sanierung? Dann wurde klar: Provisorische Lösungen allein reichen nicht. Die Statik des Hauptgebäudes wird im Zuge der Sanierung nicht verstärkt, und seit dem Brand am Düsseldorfer Flughafen

sind die Brandschutzbestimmungen so verschärft worden, dass die Bibliotheken nicht wieder zurück an ihre alten Standorte ziehen dürfen. Die bisherigen Bibliotheksflächen wurden offiziell für ungeeignet erklärt, es musste zwangsläufig ein neuer Standort her. Die Idee, die betroffenen Institutsbibliotheken des Hauptgebäudes zu einer großen philologischen Bibliothek zusammenzuschließen, lag nahe. Wie vom Himmel geschickt kam das Viktoria-Projekt der Stadt Bonn – die Lage perfekt durch die Nähe zum Hauptgebäude, die Gelegenheit günstig wie nie. Die Uni klinkte sich in das Projekt mit ein und begann mit der Planung der philologischen Bibliothek.

Um allen Parteien gerecht zu werden, wurde ein Beirat aus Universitäts- und Institutsangehörigen gegründet und ein Studierendenworkshop durchgeführt, in dem die Hauptnutzer der

Bibliotheken ihre Ideen und Wünsche äußern und in die Planung mit einbringen konnten. Unter der Leitung von Dr. Alice Rabeler sollte mit Input von allen Seiten ein Konzept entwickelt werden. Während von der Seite der Institute einige Sorge um ihre Selbstständigkeit und ihren Einfluss auf die Bestände kam, war die Stimmung beim Studierendenworkshop positiv und dem Projekt zugewandt. Nach vielen Gesprächen im Beirat wurde die Idee eines Zusammenschlusses immer reizvoller. Die Vision eines modernen, gut organisierten Standorts mit vielen Arbeitsmöglichkeiten nahm Form an.

Wie also sieht die Vision genau aus? Die philologische Bibliothek soll nicht nur aus den Institutsbeständen im Hauptgebäude (ausgenommen die Kunstgeschichte, die sich im Erdgeschoss befindet und bleiben wird) bestehen, sondern auch die kompletten Orient- und Asienwissenschaften mit aufnehmen. Damit wird den Studierenden und den Wissenschaftlern die Nutzung der zurzeit wild verstreuten Bestände erheblich erleichtert. Grundlegend wird die Bibliothek in zwei Teile aufgeteilt: die westlichen Philologien wie Germanistik mit Skandinavistik, Anglistik mit Keltologie und der Romanistik; und die »IOA«-Abteilung (Institut für Orient- und Asienwissenschaften). Die Institutsbibliotheken werden allerdings nicht einfach nur an einen anderen Ort verpflanzt und genau so weiter geführt wie bisher. Besonders bei den Literatur- und Kulturwissenschaften gibt es Werke, die nicht nur für eine Sprache nützlich sein können. Es wird daher eine Universalanstellung geben, die nach Thema des Buches, nicht nach Institut sortiert wird. So findet man alle vorhandenen Werke zu einem bestimmten Thema, zum Beispiel romantische Dichtung, an einem Ort gebündelt. Mit dieser neuen Systematik geht eine weitere Änderung einher: Die

Signaturen. Um einen einheitlichen Bestand einfach und sinnvoll zu ordnen, wird eine einheitliche Signatursystematik eingeführt. Die IOA-Bestände werden nach der Dewey Decimal Classification (DDC) beschriftet, die westlichen Philologien dagegen nach der Regensburger Verbundklassifikation (RVK). Das bedeutet, dass bei allen Büchern der betroffenen Bestände die alten Signaturen gelöscht und vom Buchrücken entfernt werden, dann die neuen katalogisiert und draufgeklebt werden müssen. Selbst wenn die Umstellung zunächst Arbeit und Umgewöhnung bedeutet: Man wird anhand der neuen Signaturen weiterhin erkennen können, um welches Thema oder Fachgebiet es sich handelt, wie es in den Institutsbibliotheken Gang und Gäbe ist.

Geplant sind um die 500 Lese- und Arbeitsplätze. Ein großer Teil davon soll ein ruhiger Lesesaal sein, wie in der ULB. Gruppenarbeitsräume, Räume für Video- und Tonanalyse, Präsentations- und Kolloquiumsräume sind in Planung. Neue Ideen, die von den Studierenden des Workshops eingebracht wurden, sind zwei Eltern-Kind-Räume sowie eine »mobile Fläche«, wo ganz nach den Bedürfnissen der Nutzer Beamer, Computer, Raumtrenner etc. dazugeholt oder weggestellt werden können. Die Räume sollen online reservierbar sein. Zur Ausstattung gehören weiterhin Scanner, Kopierer und Netzdrucker, sowie um die 600 Schließfächer.

Eine der größten Fragen, die bisher noch nicht abschließend geklärt werden konnte, ist die der Ausleihbarkeit. Zunächst soll die Bibliothek ein Präsenzbestand bleiben, obwohl Kurzausleihe über Nacht gestattet wird. Um das übersichtlich zu organisieren, wird eine elektronische Verbuchung eingeführt, ebenfalls nach dem Vorbild der ULB. Hier sehen viele Professoren ein Privileg bedroht - bisher haben viele einen Schlüssel für die Institutsbibliothek und können so schnell vor oder nach dem Unterricht Bücher mitnehmen oder zurückbringen - oder eben auch nicht. Ein Problem vieler Bibliotheken ist, dass manche Dozenten sich Werke ausleihen und jahrelang nicht zurückbringen, auch nach mehrfacher Ermahnung der Bibliothekare. Studierende kommen teilweise nicht an die



nötige Fachliteratur für ihre Hausarbeiten und haben keine Möglichkeit, die Bücher sicher einzufordern. Dieses Problem würde es mit der elektronischen Verbuchung nicht mehr geben.

So weit, so gut. Die Vision der philologischen Bibliothek klingt fast zu schön um wahr zu sein - und genau da ist der Knackpunkt. Sie ist eben noch nicht wahr. Und seit das Bürgerbegehren das Signa-Projekt im Viktoriakarree gestoppt hat, stagniert die Planung. Die Sanierung muss bald kommen und die Bibliotheken dürfen nicht bleiben. Es müssen Alternativen gefunden werden. Die Bibliothek soll in nächster Nähe des Hauptgebäudes stehen, doch wo gibt es noch Platz? Kanzler Lutz brachte im Generalanzeiger das Zurich-Gebäude an der Poppelsdorfer Allee ins Gespräch sowie das Juridicum gegenüber der ULB. Doch wo sollen die Juristen hin? Eine Überlegung ist die ehemalige Kinderklinik, doch liegt da eine Entscheidung noch in weiter Ferne. Selbst wenn

sofort ein Gebäude gefunden würde, müsste die Statik eingehend geprüft und vermutlich verbessert werden, es müsste Umbaumaßnahmen geben um eine für den Bibliotheksbetrieb sinnvoll strukturierte Fläche zu schaffen, die Institutsbibliotheken müssten mit der Umstrukturierung beginnen und der Umzug müsste organisiert werden. Eine Fertigstellung der philologischen Bibliothek rückt in weite Ferne, sie wird mit großer Wahrscheinlichkeit bis 2018 nicht beendet werden können.

Was nun? Wird das Hauptgebäude trotzdem saniert? Werden die Institutsbibliotheken in Container gesteckt bis eine Lösung gefunden wird? Oder sollen die Bibliotheken während der Sanierung im Baulärm auf eine Rettung warten? Was wird aus den alten Räumen der Institutsbibliotheken im Hauptgebäude? Wo können die Studierenden ihre Ideen und Gedanken einbringen? All diese Fragen sind jetzt noch offen. ◀

Mittelmäßig

Lautes Jodeln

»Mein Karmastand hat die 100.000 erreicht!«, erzählt mir eine Freundin aufgeregt. Ich werde ein bisschen neidisch. Doch dann frage ich mich: Warum eigentlich? In jedem Hörsaal bekommt das Waschbär-Icon der anonymen Jodel-App momentan mehr Aufmerksamkeit als die Dozenten. Alle »Smombies« sind nun begeisterte Karma-Jäger, denn jeder Upvote führt zu einer Endorphin-Ausschüt-

tung. Ein Downvote jedoch gleicht einer Sinnkrise. Den lautesten Jodel des Tages zu posten und die anonyme Anerkennung der Kommilitonen zu ergattern, das ist das Ziel. Vielleicht bringt man ja auch noch jemanden zum Lachen. Dennoch: Am Ende des Tages bringen einem die Jodel-Karmapunkte leider nichts. Tipp: Erzählt das, was ihr sonst jodeln würdet, einfach eurem Sitznachbarn. Ein echtes Lachen macht nämlich glücklicher als ein Upvote. **Charlotte Kümpel**

Schön hier



Fragen, die keiner stellt:

Wieso ersetzt man das Hauptgebäude nicht endlich durch einen schicken Neubau aus Glas, Stahl und Beton?

(Weil es ein Baudenkmal im Sinne des Denkmalschutzgesetzes NRW ist. Und prachtvoll aussieht.)

Stimmt schon.



Was hat **Max** (22, Politik und Gesellschaft) wirklich gesagt?

- 1 Ich habe mit DJ Ötzi ein Bier getrunken – und habe ihn nicht erkannt.
- 2 Fast jeden Dienstag fahre ich im gleichen Zug wie Peter Kloeppe, dem Moderator von RTL-Aktuell.
- 3 Ich gewann einen Schönheitswettbewerb in Arkansas.

HINWEIS: — BONN IST WITZIG —

Im Süden ist die Konrad-Adenauer-Brücke, im Norden die Friedrich-Ebert-Brücke – kennst du die dritte?

Ja, ich Kennedybrücke.



VON PHILIPP BLANKE

Kennen Sie Schuten? Nicht? Aber Sie kennen Goethe, oder? Nur zur Sicherheit: Das war der aus Weimar – mit Schiller und so. Der Dichterstiefel kannte aber auch keine Schuten. Glück gehabt. Also. Die Schuten. Man findet sie an Verkehrsampeln. Beispiel: Die Kreuzung an der ULB. Da einfach mal ins Ampellicht schauen. Und darüber, diese gebogene grüne Kappe, das ist die Schute. Am Rhein braucht man die nicht – aber auch Licht. In Beuel ist die Uferbeleuchtung gelblich, hat einen Anschlusswert von 60 Watt,

und heißt Hochdrucknatriumdampflampe. In Bonn steht die kaltweiße Hochdruckquecksilberdampflampe. Ihr Wert liegt bei 59 bis 89 Watt. In Bonn und Beuel brennen die Lampen 4.000 Stunden im Jahr, erklären die Stadtwerke. Nur nachts natürlich, betonen die Stadtwerke. Dann sieht man auch erst den Unterschied, bemerke ich. Zum Beispiel um 2 Uhr. Auf den Stufen neben der Kennedybrücke sitzend. Dazu einen Döner vom Bertha essend. Dabei an Goethe denkend. Mehr Licht! Gute Nacht.

Der Träumer

Ich träumte von der Liebe
an die tausend Male schon,
betrunken in der Wiege
einer träumenden Nation.

Und ich bin aus diesen Träumen
auch bis heute nicht erwacht,
so lass lieben uns im Traume,
ja, und träumen jede Nacht.

Florian Eßer

Hasslikon

► **Tu|tor, der; Tu|to|rin, die;**
(lat. tueri → schützen) bezeichne ältere [nicht unbedingt erfahrene!] Studierende, welche etwa von einem Professor dazu ausgewählt wurden, Studienanfängern die Inhalte seiner Vorlesung zu erklären. Er schützt den Professor damit vor nervigen Fragen und übernimmt zeitraubende Korrekturen.

Das Verhalten der T. lässt alle Erstsemester schnell erkennen: Der T. ist nicht *ihr* Verbündeter. Er erweitert die Hierarchie zwischen Studierenden und Professoren um eine bedeutende Zwischenebene. Bei seinem Posten handelt es sich um ein ↑Abstellgleis.

Professoren wählen ihre T. aus - und wen sollen sie fragen, wenn nicht die aus der Vorlesung bekannten ↑Nerds, die sie regelmäßig mit nervigen Detailfragen unnötig lange aufhalten und in den Wahnsinn treiben? Auf diese Weise haben Professoren die bekannten Quälgeister unter Kontrolle - gleichwohl nehmen sie in Kauf, sich zusätzlich mit ihnen herumschlagen zu müssen. Sie können aber Schlimmeres - wie einen Aufstieg in der Wissenschaft - im Keim ersticken.

T. sind bei allen unbeliebt - sowohl bei den Studierenden, als auch bei den Professoren, sie sind ein (notwendiges) Übel der Hochschullandschaft.



SCHON
gewusst?

JETZT MIT
ALU-HUT

- 1) Die Uni Bonn ist gar keine Körperschaft des öffentlichen Rechts, sondern eine GmbH! Oder eine Stiftung - angemeldet auf den Bahamas, um Steuern zu sparen!!!
- 2) Ende der 1990er Jahre befand sich auf der heute unbebauten Hofgartenwiese noch ein kundenfreundlich gelegener MediaMarkt.
- 3) Die melonengelbe Wandfarbe des Hauptgebäudes wurde 1969 von der FDP gestiftet.
- 4) Davor waren die Außenfassaden des Hauptgebäudes in ansprechenden Leopardenfellmustern gestaltet.

Der junge Wilde

RUBRIK BEKANNTE ABSOLVENTEN Norbert Röttgen war Bundesumweltminister und ist nun Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses des Bundestages. Im E-Mail-Interview berichtet er über sein Studium in Bonn, den Weg nach Berlin und die Herausforderungen der Außenpolitik.

INTERVIEW **SOPHIE LEINS** | leins@akut-bonn.de



CDU-Politiker Röttgen »Ich habe nicht geplant, Politik zum Beruf zu machen«

AKUT Herr Röttgen, 1984 machten Sie ihr Abitur in Rheinbach, dann studierten Sie Rechtswissenschaften in Bonn. Warum war Bonn für Sie als Studienstadt attraktiv? Was hat Bonn, was Berlin nicht hat?

RÖTTGEN Bonn ist eine tolle Stadt mit einem ganz besonderen Flair; die Uni hatte und hat einen ausgesprochen guten Ruf. Als Rheinländer war Bonn für mich deshalb als Studienstadt erste Wahl. Zu Ihrer letzten Frage: Berlin fehlt der Rhein; und den Berlinern ganz eindeutig die rheinische Mentalität.

AKUT Sie sind schon als Schüler in die Junge Union eingetreten. Ab wann hatten Sie das Ziel, in die Politik zu gehen?

RÖTTGEN Mir hat die Arbeit in der JU und später in der CDU schon als Schüler und Student Freude gemacht. Aber ich habe nicht geplant, Politik zum Beruf zu machen. Dies hat sich erst später ergeben.

AKUT Sie gelten als ehrgeizig und haben sich in der Politik bis nach ganz oben hochgearbeitet. Waren Sie ein strebsamer Student? Wie sah Ihr Studentenleben aus?

RÖTTGEN Die Studienzeit war eine tolle Zeit! Mein Studium hat mir Freude gemacht und, anders als von den Studenten heute vielfach beklagt, war daneben noch genug Zeit für andere Dinge. Ich habe zum Beispiel viel Sport getrieben.

AKUT Inwiefern hat sie das Jurastudium auf Ihre Karriere als Politiker vorbereitet?

RÖTTGEN Ich habe im Studium gelernt, mit juristischen Texten umzugehen, aber auch, mir Sachverhalte analytisch zu erschließen und strukturiert Lösungsansätze zu erarbeiten. Das hilft mir heute sehr.

AKUT Wie verlief letztlich Ihr Weg vom Studium in Bonn zur Bundespolitik?

RÖTTGEN Nach dem Zweiten Staatsexamen hat mich mein Weg in eine Kölner Anwaltskanzlei geführt. Kurz danach stand ich vor der Entscheidung, mich für die CDU um die Bundestagskandidatur in meinem

Heimatswahlkreis zu bewerben, weil Franz Möller nicht erneut kandidieren wollte. Ich habe mich dann zunächst der parteiinternen Auswahl gestellt und bin 1994 zum ersten Mal als Wahlkreisabgeordneter in den Deutschen Bundestag gewählt worden.

AKUT Ihr Erstes Staatsexamen machten Sie 1989, das Referendariat Anfang der 1990er. Wie fühlte es sich an, als die Bundeshauptstadt dann vom heimatlichen Bonn nach Berlin verlegt wurde?

RÖTTGEN Der Umzugsbeschluss fiel am 20. Juni 1991 im Wasserwerk in Bonn. Ich erinnere mich sehr genau an diesen Tag. In Bonn und im Rhein-Sieg-Kreis herrschte »Weltuntergangsstimmung«. Glücklicherweise haben sich die Befürchtungen nicht bewahrheitet. Unsere Region hat den notwendigen Strukturwandel gut bewältigt. Aber das war und ist leider auch weiterhin mit viel Arbeit verbunden.

AKUT Ende der 1990er gehörten Sie einer Gruppe innerhalb der CDU an, die als »Junge Wilde« bezeichnet wurde, weil sie gegen die Parteiführung von Helmut Kohl aufbegehrte. Viele dieser jungen Wilden, z.B. Christian Wulff, Peter Altmaier, Ronald Pofalla und auch Sie sind damals ein Risiko eingegangen, haben es dann aber in hohe Positionen geschafft. Wer nichts wagt, der nichts gewinnt?

RÖTTGEN Der Sinn politischer Arbeit ist nach meinem Verständnis nicht, ein Amt zu bekleiden. Wir sind damals mit ganz konkreten inhaltlichen Zielen angetreten. Es ging uns z.B. um eine Reform des Staatsangehörigkeitsrechts und eine stärkere Beteiligung der Mitglieder an parteiinternen Entscheidungsprozessen. Dafür haben wir gekämpft - gegen erhebliche Widerstände. Aber letztlich waren wir in den zentralen Punkten erfolgreich, auch wenn es einige Zeit gedauert hat.

AKUT Braucht die Merkel-CDU von heute wieder einmal ein paar junge Wilde, die wagen zu rebellieren?

RÖTTGEN ... ein bisschen Rebellion schadet einer Partei wohl nie.

AKUT Sie trafen sich damals unter anderem mit Vertretern der Grünen in Bonner Pizzerien, um Gemein-



Norbert Röttgen im NRW-Landtagswahlkampf 2012

samkeiten zwischen ihren Parteien auszuloten. Das Ganze wurde als »Pizza-Connection« bekannt. Welche Bonner Pizzeria können Sie uns empfehlen?

RÖTTGEN Damals haben wir uns stets im gleichen Restaurant getroffen. Inzwischen weiß ich aber, dass es in Bonn und in der Region noch sehr viel mehr gute Restaurants gibt ;-)

AKUT 2001 promovierten Sie an der Universität Bonn zum Dr. jur. - hatten und haben Sie eine enge Bindung zu Ihrer Alma Mater?

RÖTTGEN Ja. Mir ist ein enger Kontakt bis heute wichtig. So habe ich mich sehr gefreut, im Herbst gemeinsam mit dem Rektor der Uni, Herrn Professor Hoch, die Präsidentin des German Marshall Fund zu einem Gespräch in der Uni begrüßen zu können.

AKUT Mittlerweile sind Sie Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses des Bundestages. Was sehen Sie momentan als größte außenpolitische Herausforderung für Deutschland?

RÖTTGEN Leider ist die Liste der außenpolitischen Herausforderungen derzeit sehr lang - und jede für sich fordert eigentlich unsere ganze Kraft. In dieser Situation zeigt sich besonders deutlich, wie existenziell wichtig ein starkes und einiges Europa ist. Ich hoffe sehr, dass es gelingt, die europäische Krise, in der wir stecken, rasch zu überwinden. Ebenso, wie wir im Hinblick auf den internationalen Terrorismus mit einer Sprache sprechen, muss es gelingen, auch in der Flüchtlingspolitik europäische Lösungen zu finden.

AKUT Wie schätzen Sie die Notwendigkeit eines militärischen Einsatzes Deutschlands in Syrien ein?

RÖTTGEN Der Kampf gegen den sogenannten »Islamischen Staat« kann nicht mit militärischen Mitteln ohne ein politisches Konzept gewonnen werden. Aber ohne eine militärische Präsenz des Westens im Mittleren Osten wird die Diplomatie keine Chance haben. Der Einsatz der Bundeswehr, den der Deutsche Bundestag beschlossen hat, liegt im Interesse unserer eigenen Sicherheit, der Sicherheit in Europa. Aber es sind die Menschen in Syrien und im Irak, die am allermeisten unter dem Terror leiden. Für sie sind die Gräueltaten von ISIS schrecklicher Alltag. Jeden Tag werden Mädchen verkauft und misshandelt, damit der Terror finanziert werden kann. Wir können die Opfer, die unter der Brutalität und Menschenverachtung des ISIS-Terrors leiden, nur beschützen, indem wir handeln - auch militärisch.

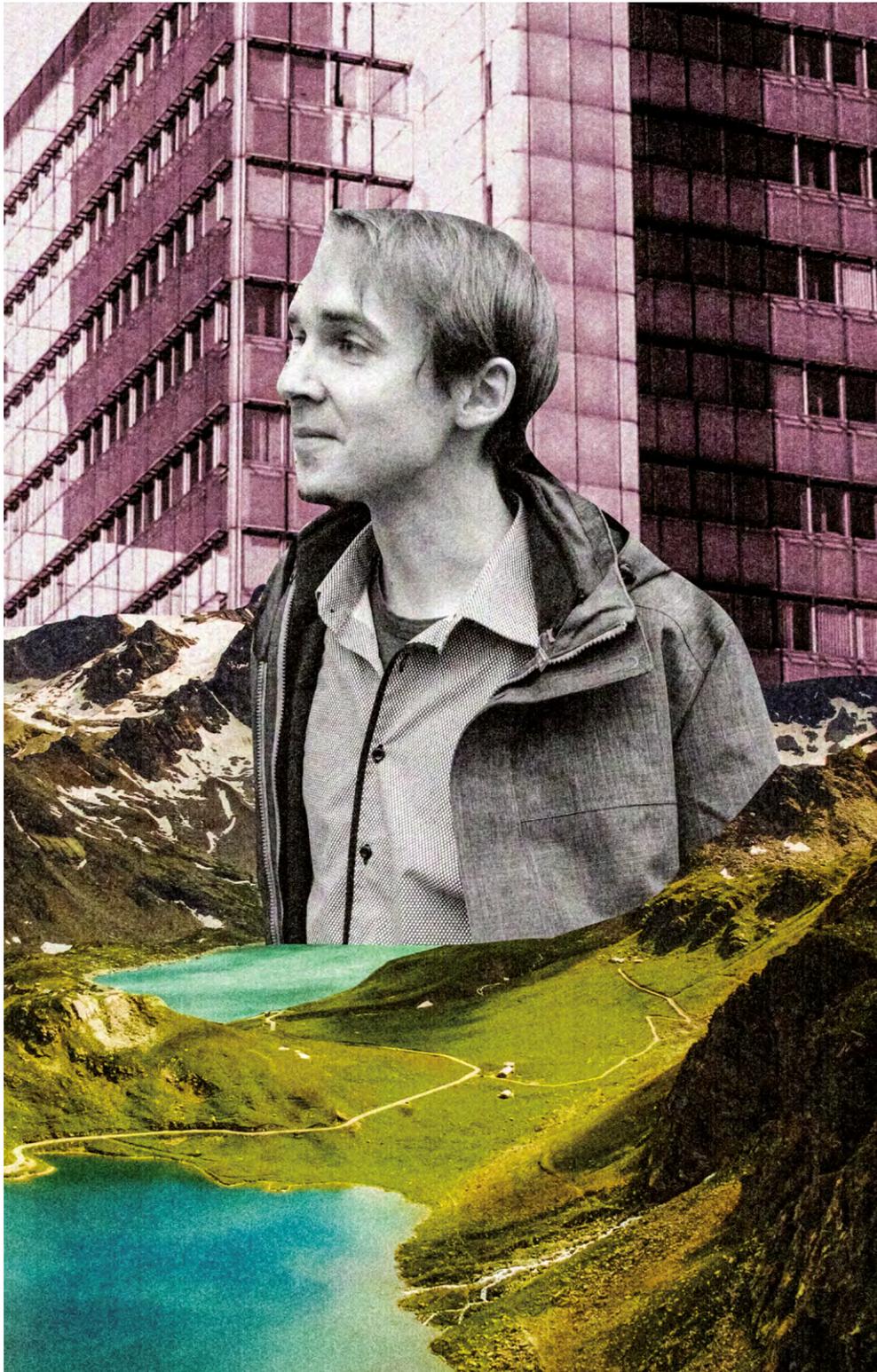
AKUT Mit Ihren 50 Jahren haben Sie das politische Leben in Deutschland schon aus vielen Perspektiven kennen gelernt: Vorsitzender der Jungen Union NRW, Mitglied des Bundestages, Bundesminister, Spitzenkandidat für den Posten des Ministerpräsidenten NRW, Ausschussvorsitzender - was geben Sie den Bonner Studierenden mit auf den Weg?

RÖTTGEN Wichtig ist aus meiner Sicht, für sich persönlich herauszufinden, was einem Freude macht, was einem liegt, wofür man sich einsetzen möchte. Und dann sollte man auch den Mut haben, dies zu tun. ◀

Selber Schuld?

GEISTESWISSENSCHAFTEN Sie haben es nicht einfach: kaum feste Stellen, schwammige Perspektiven und dauernd: »Was soll mal aus dir werden?« Zu ihrer Lage tragen Geisteswissenschaftler selber bei – sagt der Bonner Lehrbeauftragte Alexander Kleinschrodt.

VON **SOHIEL PARTOSHOAR** | partoshoar@akut-bonn.de

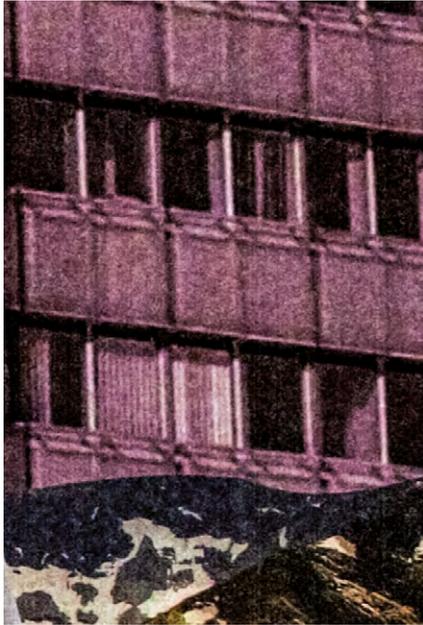


Ich habe vierzehn Semester studiert!« Alexander Kleinschrodt wirkt nicht beschämt ob dieser Aussage. Im Gegenteil: »Ich habe vierzehn Semester ganz intensiv studiert.« Dabei ist es gerade einmal zehn Jahre her, dass er in Bonn sein Magisterstudium der Musikwissenschaften, Kunstgeschichte und Germanistik begann. Er wurde studentische Hilfskraft, stieg nach dem Abschluss in eine Promotion ein und sammelte reichlich Erfahrung als Dozent. Insofern ist nachvollziehbar, wenn er betont, dass jedes einzelne Semester sinnvoll gewesen sei.

Zehn Jahre können die Welt bedeuten – wer heute eine zweistellige Semesterzahl vorweisen kann, wird offener mit Argwohn betrachtet. Das Stichwort Bologna bezeichnet der 30-jährige etwas abschätzig als »Gemeinplatz« und gibt doch im Hinblick auf die deutlich kürzeren Regelstudienzeiten im Bachelorstudium zu bedenken: »Bedenklich finde ich, dass die Vorgaben für das Studieren und die realen Bildungskarrieren nach meiner Wahrnehmung oft genug auseinanderdriften.« Kleinschrodt hat sich allen Debatten zum Trotz nicht von seiner Überzeugung abbringen lassen, dass eine individuelle Laufbahn fernab willkürlicher Fristen und Einschränkungen doch noch erstrebenswert sein könnte.

Dies scheint er beispielhaft vorzuleben: Im Fach Musikwissenschaften/Sound Studies hat er im Laufe einiger Jahre Seminare geleitet, in denen er die Beziehungen zwischen sogenannter ernster und populärer Musik sowie das Spannungsfeld zwischen Musik und Klang ausgelotet hat. Inzwischen konzentriert er sich auf interdisziplinär ausgerichtete Optionalmodule; im Wintersemester 2015/16 etwa mit dem Kurs »Umwelt und Nachhaltigkeit als Gegenstand der Geistes- und Kulturwissenschaften«. Er engagiert sich seit Jahren in der Werkstatt Baukultur Bonn, ei-

Immer auf dem Laufenden!



nem kunsthistorisch geprägten Bonner Kollektiv, das öffentliche Debatten zu Architektur, Städtebau und Denkmalpflege anregen und bereichern möchte. Zudem hat er für eine Lokalredaktion des Kölner Stadt-Anzeigers vorwiegend Konzertkritiken geschrieben - »und alles andere«, was auch Berichte zu Karnevalsumzügen einschließt.

Man könnte den Eindruck gewinnen, dass Kleinschrodt im Kern Kulturwissenschaftler sei, was er allerdings präzisiert wissen möchte: »Ich sehe meinen Platz zunehmend zwischen der reinen Wissenschaft und der Öffentlichkeit.« Die Herausforderung bestehe darin, die eigene fachliche Spezialisierung im Berufsleben beizubehalten und sie konstruktiv einzubringen, was insbesondere einigen Geisteswissenschaftlern schwerzufallen scheint. Etwa im Journalismus werde noch oft eingeworfen: »Wissenschaft und Journalismus muss man sprachlich trennen, man muss alles von der Uni vergessen« - das halte ich für ein ganz übles Klischee.«

Hierbei stellt er die Frage: »Warum gelingt es zum Beispiel Neurowissenschaftlern so viel besser, ihre Themen zu platzieren? Warum gilt es anscheinend nicht als attraktiv, einen Germanisten oder Musikwissenschaftler zu befragen, wenn ein Expertenstatement gebraucht wird?« Den Einwurf, dass die Geisteswissenschaften ein Imageproblem haben könnten und sich der öffentliche Diskurs auf die sogenannten MINT-Fächer als Fortschrittsbringer fixiert habe, lässt er bestenfalls ein-

geschränkt zu. Er sieht das Problem an anderer Stelle: »Wieso gilt es denn als Makel, etwa im Feuilleton am öffentlichen Diskurs teilzunehmen?« Dabei paraphrasiert er den Sozialpsychologen Harald Welzer, der den Geisteswissenschaftsbetrieb vielfach in die Mangel genommen hat: »Es gibt da eine selbstverschuldete Marginalisierung, aus der man aussteigen muss. Ich finde da hat Welzer völlig Recht.«

Die Geisteswissenschaften stünden in der Pflicht, die Ursachen dieser »selbstverschuldeten Marginalisierung« zu beheben. Kleinschrodt sieht den Zeichen- und Kulturtheoretiker Umberto Eco als ein Vorbild: »Ich war eine Zeit lang fasziniert von seiner Einführung in die Semiotik. Das Thema ist an sich kompliziert und nicht so leicht zu greifen, aber hier wird es wirklich für den Leser entfaltet.« Und: »Man kann aus unseren Fächern heraus die Themen vermitteln - nicht nur die Gegenstände, sondern auch die Methoden.«

Doch erwartet man das überhaupt von den Geisteswissenschaften? Angesprochen auf die Erwartungshaltung vieler, denen mit Einleitungen wie »Wissenschaftler haben herausgefunden, dass...« klare Antworten auf komplizierte Fragen versprochen werden, präzisiert Kleinschrodt zunächst die Erwartungshaltungen aus seiner Sicht: »Entweder es gibt ein Problem, man forscht und hat dann irgendwann eine Lösung - oder man entdeckt etwas. Diese beiden Erwartungen gibt es. Geisteswissenschaftler machen das aber nicht.«

Am Beispiel der gemeinhin kontroversen Gender Studies erklärt er, wozu Geistes- und Kulturwissenschaftlern tatsächlich imstande sind: »Egal, was man davon hält - das Bewusstsein für solche Fragestellungen hat sich in kurzer Zeit extrem ausgebreitet. Plötzlich verändert sich eine öffentliche Debatte total, weil auf einmal bestimmte Begriffe in der Welt sind, wie eben ›Gender.«

Letztlich sieht Kleinschrodt seine Aufgabe darin, Begriffe für fremdartige Phänomene zu finden und sie im wissenschaftlichen Diskurs, aber auch gezielt in der Öffentlichkeit zu platzieren. »Man muss selbstbewusst mit den Mitteln, die Geisteswissenschaftler qua Ausbildung haben, etwas machen. Man muss sie zeigen und nutzen.«



DIE AKUT BEI FACEBOOK
fb.com/akut.bonn

Humanoide Professorin

RUBRIK BONN, DEINE LEHRENDEN Prof. Dr. Maren Bennewitz ist die Herrscherin der humanoiden Roboter – zumindest im Institut für Informatik VI. Im AKUT-Gespräch verrät die zweifache Mutter, wie die menschenartigen Maschinen auch im Kinderzimmer helfen können.

INTERVIEW **ALEXANDER GRANTL**



Prof. Maren Bennewitz, humanoider Roboter Nao »Die Naos sehen einfach süß aus«

AKUT Sie sind seit 2014 an der Universität Bonn Professorin für Humanoide Roboter. Vorher waren Sie 6 Jahre Juniorprofessorin in Freiburg. Welche Uni ist robotermäßig vorne?

BENNEWITZ Das kann man so natürlich gar nicht beantworten. *(lacht)* Freiburg hat jedenfalls eine sehr große Robotikgruppe - dort gibt's definitiv mehr Doktoranden und Forschende, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Allerdings haben wir in Bonn mittlerweile auch drei Robotikgruppen: Eine, die sich mit autonomen intelligenten Systemen befasst; meine Gruppe, die viel mit humanoiden Robotern arbeitet und eine Gruppe im Institut für Geodäsie, die sich neben Luftbildmessungen auch etwa mit Outdoorrobotik beschäftigt. Es gibt in Bonn also drei starke Gruppen, doch

im direkten Vergleich liegt sicher Freiburg vorne. Aber wir holen auf.

AKUT Was fasziniert Sie an humanoiden Robotern?

BENNEWITZ Zunächst einmal sehen die Naos, mit denen wir arbeiten, einfach süß aus. Viele Menschen können sich dadurch schnell mit ihnen emotional anfreunden. Wir arbeiten aber auch noch mit anderen Robotern, etwa Plattformen, die Räder haben. Die sind natürlich nicht ganz so niedlich. Warum mich Robotik fasziniert? Weil man in der Robotik sofort sieht, ob ein Algorithmus funktioniert oder nicht. Man überlegt sich erst eine Problemstellung, dann implementiert man eine Lösung und probiert das Programm direkt aus. Das kann man teilweise auch in Simulation machen, aber wenn

man es mit dem Roboter ausprobiert, weiß man sofort, ob das System robust ist oder nicht. Leider ist es das sehr oft nicht direkt der Fall, sodass man das System weiterentwickeln muss. Aber genau das finde ich spannend, weil man nie auf Anhieb weiß, wie ein System sich in allen möglichen Situationen verhält. Anders, als in anderen Gebieten der Informatik, die beispielsweise Algorithmen entwickeln, um Datenbanken zu durchforsten.

AKUT Warum sollten Roboter überhaupt humanoid sein?

BENNEWITZ Die Idee dahinter war, dass menschenartige Roboter von echten Menschen eher akzeptiert werden, als eine Maschine, die nicht menschlich aussieht. Natürlich ist das eine Gratwanderung, denn sehen

die Maschinen zu menschlich aus, erwartet man viel eher, dass sie auch intelligente Dinge tun. Natürlich aber hilft ihnen die Menschenähnlichkeit auch dabei, sich in für Menschen gedachten Umgebungen zu bewegen: Beine zum Treppensteigen, Arme zum Greifen und Halten.

AKUT Gibt es eine Grenze zur »Menschenähnlichkeit«, die man nicht überschreiten sollte?

BENNEWITZ Man sollte in jedem Fall erkennen können, ob es ein Mensch oder eine Maschine ist. Besonders in Japan gibt es Forscher, die sich hauptsächlich auf die Hardware beschränken. Die haben dann sehr menschlich aussehende Systeme, die sich aber gar nicht so menschlich verhalten. Das finde ich wirklich nicht schön und das ist auch nicht unser Ziel. Unsere Systeme sollen sich intelligent verhalten, wir fokussieren uns auf die Software. Der Nao-Roboter, den wir nutzen, ist eine Standardplattform eines französischen Herstellers. Zudem gibt es die These des »Tals der Ähnlichkeit«, nach welcher zu menschliche Maschinen eher beängstigend auf Menschen wirken. Wo genau diese Grenze liegt, ist aber schwer zu sagen.

AKUT Ihre Roboter können Treppensteigen, auch Wendeltreppen, Dinge greifen, tragen, Schere-Stein-Papier spielen - was noch?

BENNEWITZ Na, das ist doch schon eine ganze Menge! In einem aktuellen Projekt arbeiten wir mit einer Plattform, die Räder und einen Greifarm hat - die soll beim Aufräumen von Kinderzimmern helfen. Einer meiner Doktoranden versucht, dass der Roboter dabei mit den Kindern interagiert. Wichtig ist, dass der Roboter den Kindern nicht alles abnimmt, sondern spielerisch mit ihnen umgeht: Etwa können die Kinder dem System beibringen, an welche Stelle die Spielsachen gehören. Dann räumen sie in Zusammenarbeit auf. Bei diesem Projekt haben wir uns zwar erstmal auf Kinderzimmer und Kindertagesstätten konzentriert - die gleichen Methoden ließen sich aber auch zum Aufräumen von Hotelzimmern anwenden.

AKUT Und diese Problemstellungen kommen direkt aus dem »echten



Leben«...?

BENNEWITZ Ja. Zumindest konnte jeder, dem ich von diesem Projekt erzählte, sofort etwas mit dem Problem anfangen. Tatsächlich entstand diese Idee aber zwischen Kollegen, die keine kleinen Kinder mehr hatten.

AKUT Inwiefern können Ihre Roboter eigentlich selbstständig lernen?

BENNEWITZ Bis zu einem gewissen Schwierigkeitsgrad können sie Vorgänge schon lernen, aber vieles muss noch vorgegeben werden. Ein Beispiel: Der Roboter steht im Türrahmen und soll ein Objekt mitten im Raum greifen. Er bekommt nicht den Befehl »ein Schritt nach vorne, noch ein Schritt nach vorne, ein Schritt nach rechts, ...« - sondern man gibt die Zielposition des Objekts vor. Die Bewegungen zum Objekt hin plant er dann selbstständig. Ist das Objekt aber sehr schwer oder schwierig zu greifen, ist er auf Hilfe angewiesen. Allerdings wird es wohl nie eine Maschine geben, die allgemein irgendwelche Dinge lernt und sich selbst immer weiter verbessert.

AKUT Sie gehen davon aus, dass Roboter, die Endverbraucher im Alltag unterstützen, in ein paar Jahren marktreif sind. Wem werden die alles nützen?

BENNEWITZ Nun, Staubsaug- und Rasenmäherroboter gibt es schon. Das sind allerdings auch Systeme, bei welchen keine Interaktion notwendig ist. Die erledigen ihre Aufgabe: saugen, wischen, mähen - Autofahren können sie auch schon. Den persönlichen Haushaltsassistenten, der Tische ab- und Geschirrspüler einräumt, wird es aber erst in etwa 20 Jahren geben. Es dauert, bis

er so dynamisch und robust ist, um in diesen Umgebungen zu funktionieren.

AKUT Sie sind zudem eine von fünf Prorektorinnen und Prorektoren der Uni Bonn, Ihr Ressort ist Informationstechnologie und Wissenstransfer. Was bedeutet das konkret? Und wie unterstützen Sie die humanoiden Roboter dabei?

BENNEWITZ Die können dabei leider gar nicht helfen! Aber meine vier Kollegen und ich treffen uns wöchentlich mit dem Rektor und dem Kanzler - da besprechen wir alle möglichen Themen: Anträge zum Schaffen oder Verlängern von Stellen, Berufungen, Liegenschaften... Es ist sehr kollegial und die Arbeit macht Spaß. Ich bin für das Ressort Informationstechnologie und Wissenstransfer zuständig. Da geht es darum, die IT-Infrastruktur der gesamten Uni Bonn weiter zu entwickeln und wettbewerbsfähig zu halten. Vor allem für die Mitarbeiter und die Verwaltung. Es soll eine Infrastruktur sein, in denen sie effizient arbeiten können. Im Bereich »Wissenstransfer« halten wir Kontakt zu Unternehmen und Institutionen in der Umgebung - denn die Erkenntnisse unserer Forschung sollen ja irgendwann zu marktreifen Produkten werden.

AKUT Noch ein Wort zum Abschluss, bitte.

BENNEWITZ Seit ich als Professorin an der Uni Bonn bin, wo ich Informatik studiert habe, hat sich für mich ein Kreis geschlossen. Ich bin sehr froh, wieder im Rheinland zu sein. Die Mentalität hier ist einfach einzigartig und die Uni Bonn verkörpert ein tolles Zusammengehörigkeitsgefühl. ◀



Ohne Kunst!Rasen ist in der Rheinaue nicht so viel los

BONN IN ZAHLEN

5.

Geburtstag feiert der Kunst!Rasen im Sommer 2016. Durch erneute Klagen gegen die Stadt Bonn von Anwohnern aus der Umgebung lassen sich die Veranstalter nicht beirren. Zwar habe es beim letztjährigen Auftritt von Revolverheld geringe zeitliche und akustische Überschreitungen gegeben und gerade diese Einzelfälle machen es den Klagenden leicht. Generell habe man sich aber konsequent an die erlaubten Dezibelzahlen sowie Endzeiten von 22 Uhr gehalten. Man kann natürlich nicht sagen, wie sich dies in der Zukunft verhält, die Veranstalter sind dennoch zuversichtlich, die Besu-

cherzahl von 37.000 aus dem Jahr 2015 zu überbieten. Die Konzerte finden zwischen dem 23. Juni und dem 22. Juli statt. Bestätigt sind noch nicht alle Termine und Künstler, alles in allem sollen es aber 16 Auftritte werden. Der Fokus liegt auf deutschsprachigen Musikern, wobei die Stilrichtungen für jeden etwas hergeben. Bereits besiegelt sind unter anderem das Eröffnungskonzert mit Sido und Konzerte von Jan Delay und den Sportfreunden Stiller. Auch Chris de Burgh wird auftreten und das sogenannte Klassik!Picknick soll erneut stattfinden. Das Abschlusskonzert werden BAP bestreiten. Neben den Konzerten gibt es auch den Biergarten Kunst!Garten wieder, in dem auf einer kleinen Bühne ebenfalls Livemusik geboten wird. Ferner ist eine Leinwand für Public Viewing zur Fußball-Europameisterschaft in Planung. **Dominique Müller**

BUNDESKUNSTHALLE

Museum mal anders

Dass Museen nicht nur langweilig und öde sind, ist mittlerweile allgemein bekannt. Dass Ausstellungen zudem auch richtig hip und cool sein können, zeigte das Graffiti & Street Art Festival in der Bundeskunsthalle Bonn. Die passende Kulisse boten die nun zwar leer geräumten, aber unveränderten Räume der vorherigen Karl-Lagerfeld Ausstellung. In der sogenannten BundeskunstHALL OF FAME präsentierten zahlreiche Artists ihr Können. Besonders cool an diesem Festival war, dass man den Künstlern live beim Schaffensprozess zusehen konnte. Die Museumswände veränderten sich somit täglich. Graffitis werden bekanntlich kontrovers diskutiert. Ist es Kunst oder doch eher Vandalismus?



Die Bundeskunsthalle fokussierte sich eindeutig auf den künstlerischen Aspekt und ließ den Artists in der »Hall of Fame« - in der Szene eine Bezeichnung für stetig umgestaltete und legal bemalbare Wände - freie Hand. Newcomer sowie bereits etablierte Künstler der Szene gestalteten Seite an Seite ebenso beeindruckende wie stilistisch unterschiedliche Werke. Zusätzlich zum Live Painting gab es eine Siebdruckwerkstatt, interaktive Installationen und einen Show-Room.

In diesem waren weitere Werke - Originale und Fotos - der teilnehmenden, aber auch anderer Artists ausgestellt. Ursprünglich war das Festival für zehn Tage angesetzt, wurde aber aufgrund großer Nachfrage um eine Woche verlängert. Während dieser Woche gab es allerdings kein Live Painting mehr. Dafür konnte man die Werke nun in ihrem fertigen Zustand bestaunen. Glücklicherweise war Fotografieren diesmal erlaubt! **Dominique Müller**

Ich sehe was, was du nicht siehst

BLICK AUF BONN Etliche Jahre lebt man in einer Stadt – und kann die einfache Frage nach deren sehenswertesten Ecken dann doch nicht beantworten. Ob als Tourist oder als Einwohner – wie man eine Stadt wahrnimmt, kann sehr unterschiedlich sein. Alles eine Frage der Perspektive.

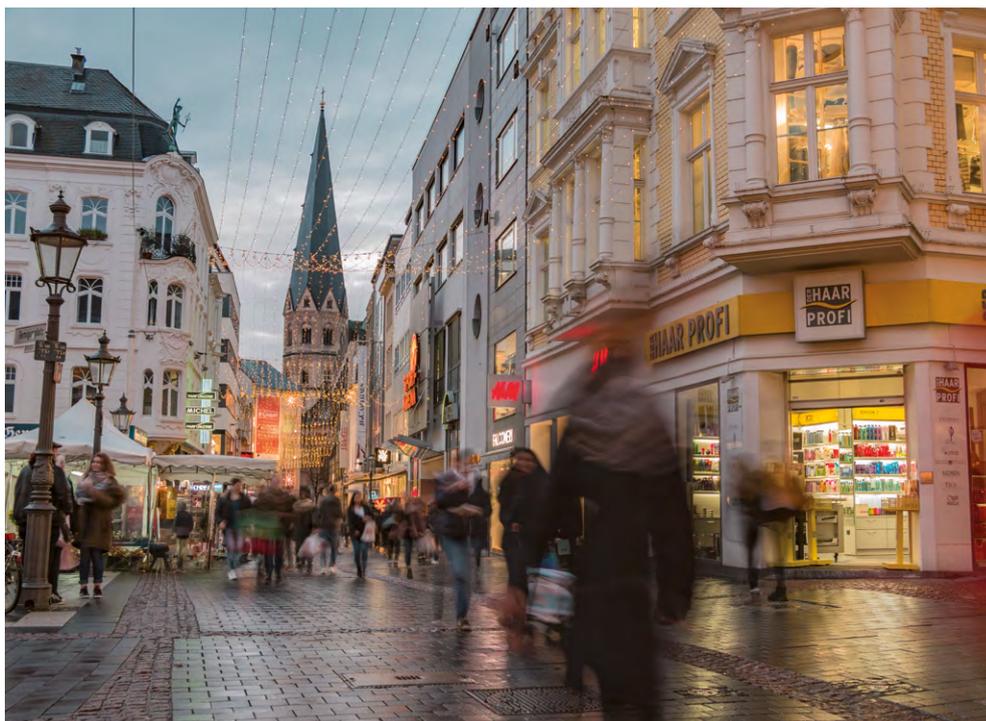
VON **DOMINIQUE MÜLLER** | mueller@akut-bonn.de

Was muss man hier in der Stadt mal gesehen haben?«, oder auch: »Was kann man denn hier so unternehmen?« Wer kennt sie nicht, diese Fragen? Sei es von Verwandten, die zu Besuch kommen oder von Kommilitonen aus anderen Städten. Als mich neulich ein Arbeitskollege fragte, was man in Bonn alles so machen könne und mal gesehen haben sollte, wusste ich spontan keine passende Antwort. Erneut wurde mir bewusst, wie schwer das zu beantworten ist. Und das, obwohl ich schon seit fast 23 Jahren – also mein ganzes Leben – in Bonn wohne. Man nimmt die eigene Stadt einfach anders wahr.

Es ist komisch: Zum Teil kann ich von Städten, die ich schon öfter besucht habe, intuitiv und spontan besser Auskunft über Sehenswertes geben. Denn, bevor man in den Urlaub fährt und andere Städte und Länder bereist, informiert man sich in der Regel, was man alles ansehen sollte. Beim Besuchen einer anderen Stadt hält man die Augen viel weiter offen als in der Heimatstadt. Man ist viel empfänglicher für alle möglichen Details, die man in der eigenen Stadt übersehen würde.

Wieso ist das so? Das zu beantworten ist schwierig. Im Zweifelsfall liegt es einfach daran, dass man sich keine Zeit nimmt, aufmerksam zu sein. Oder man interessiert sich schlichtweg nicht für die Besonderheiten der eigenen Stadt. Vielleicht ist es einem auch nicht bewusst, was die eigene Stadt zu bieten hat. Es ist schade, dass man in der eigenen Heimatstadt recht uninteressiert ist an Sehenswürdigkeiten. Schlimmer noch, teilweise empört man sich über die nervigen Touristen, ihre Fotoapparate und Selfie-Sticks.

Dabei sind es doch meist die Kleinigkeiten, die man sich schnell mal zwischendurch anschauen könnte – und dennoch einfach außer Acht lässt. Zum Beispiel den »Weg berühmter Persön-



lichkeiten«, der seit 2005 existiert. Er befindet sich unter anderen in der Bonngasse und der Friedrichstraße. Er besteht aus Bildern, die in den Boden eingelassenen sind und Persönlichkeiten zeigen, die in Bonn geboren wurden oder in enger Beziehung zur Stadt stehen. Seit Mai 2015 sind es 23 an der Zahl. Unter ihnen befinden sich Ernst Moritz Arndt, Konrad Adenauer, Willy Brandt und – natürlich, wie könnte es anders sein – Ludwig van Beethoven. Diese recht kleinen Bodentafeln sind ein gutes Beispiel dafür, dass man als Bewohner der Stadt Bonn schnell mal seine Umgebung vergisst und oft in Eile einfach daran vorbei läuft. Wäre ich Tourist in Bonn, würde ich mir jede einzelne der Persönlichkeiten einmal genauer anschauen und in Erfahrung bringen wollen, in welcher Beziehung sie zur Stadt stehen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Beethovenhaus. Ob es sich lohnt, hineinzugehen, darüber lässt sich streiten. Doch

wer Bonn besucht, sollte es einmal gesehen haben. Beethoven hat ja bekanntlich nicht sehr viel Lebenszeit in Bonn verbracht – die Stadt ist trotzdem sichtlich stolz darauf, dass er hier geboren wurde. Ich bin am Beethovenhaus schon etliche Male vorbei gelaufen, habe es aber erst vor kurzem geschafft es zu besuchen.

Es ist definitiv schade, dass man in der Heimatstadt, oder generell wenn man in einer Stadt nicht mehr neu und neugierig ist, nicht mehr genau hinsieht. Es lohnt sich auch in der eigenen Stadt, mit etwas offeneren Augen durch die Straßen zu gehen. In der letzten Ausgabe haben wir darüber berichtet, wie Bonn sich verändert. Nichtsdestotrotz hat die Stadt am Rhein einiges zu bieten. Sei es die Museumsmeile, das alte Regierungsviertel, oder auch das Siebengebirge, obwohl das ja strenggenommen zu Königswinter gehört. Bonn ist und bleibt klein aber fein, wie man so schön sagt. ◀

Instaview

FOTOGRAFIE Unter seinem Pseudonym »thatkidfrombonn« findet man Joseph Strauch vor allem bei Instagram. Er ist 21, angehender Mediengestalter und lebt in Bonn. Wir haben ihn um ein spezielles Interview gebeten – mit Fragen und Antworten, aber ohne Worte.

INTERVIEW **PHILIPP BLANKE** | blanke@akut-bonn.de



thatkidfrombonn





thatkidfrombonn

ALLTAG

BO NN





Was wird aus Viktoria?

BAUPROJEKT BEERDIGT Der Bonner Stadtrat hat sich dem Bürgerbegehren gegen das Einkaufszentrum angeschlossen und eine Bürgerbeteiligung zur weiteren Gestaltung des Viertels einberufen. Jetzt beginnen die Diskussionen: Was wird aus dem Viktoriakarree?

VON **ANNIG HELD** | held@akut-bonn.de

Mehr Wohnraum und eine Kita!, fordert der Eine, während die Nächste von einem Club im ehemaligen Viktoriabad träumt: »Das wäre cool.« Wieder ein Anderer plädiert für eine Markthalle - oder doch lieber ein großes Kulturveranstaltungscenter für Jung und Alt? »Hauptsache nicht noch ein Friseur«, resümiert der Letzte und eine Stimme witzelt, dass sich das Grundstück doch eigentlich ganz gut für ein Einkaufszentrum anbiete.

Die erfolgreiche Verhinderung der Shoppingmall bildet schließlich den Ausgangspunkt für die Diskussion um die Zukunft des Viktoriaviertels: dem seit letztem Sommer stark umstrittenen Gebiet zwischen Rathausgasse, Franziskanerstraße, Stockenstraße und Belderberg. Hatte der Bonner Stadtrat im Juni noch mit mehrheitlichem Beschluss für den Verkauf der

städtischen Flächen an eine Tochtergesellschaft der SIGNA votiert, zeigte sich nun in einer Sondersitzung am 30. November eine kaum noch für möglich gehaltene Kehrtwende im Geschehen. Mit der knappen Mehrheit von 42 zu 41 Stimmen wurde das Bürgerbegehren gegen das Projekt bewilligt, das zuvor mit 16.414 gültigen Unterschriften die Entscheidung des Rats angezweifelt hatte (s. AKUT Nr. 339).

Das monatelange Tauziehen um das Gelände hat damit ein Ende. Es wird keinen Bürgerentscheid mehr geben, stattdessen steht fest: Das Areal wird nicht an den Investor verkauft. Zusätzlich folgte der Rat dem SPD-Antrag nach »eine(r) Bürgerbeteiligung in Form einer Bürgerwerkstatt« zur weiteren Gestaltung des Geländes. Ihre Ergebnisse sollen anschließend in einem »nicht-vorhabenbezogenen Bebauungsplan« berücksichtigt werden - so die

Pressemitteilung der Stadt Bonn. Das schließt jegliche Zusammenarbeit mit einem Investor und bereits anvisierten Plänen aus.

Tabula Rasa also im Viertel, alle Zeiger stehen wieder auf Null. Doch beginnen sie bereits zu ticken und einen neuen Prozess in Gang zu setzen. Das Grundstück erstreckt sich plötzlich fast mystisch neben der Uni und fragt: Was geschieht mit mir? Verändere ich mich, wie verändere ich mich, muss ich mich überhaupt verändern?

Da winkt das Schwimmbad und lädt ein in seine goldenen Hallen. »Schau, was sich aus mir machen lässt«, sagt es, indessen sich gegenüber die große Pforte eines Cafés öffnet und den Eintritt in ungeahnte Welten verspricht.

Das Viktoriaviertel als Wunderland: Hängt diese Metapher wirklich mit dem Wort der »Bürgerbeteiligung« zusammen? Ist es ein Synonym für die

Akkumulation hanebüchener Phantasien, die niemals zu einer konkreten Umsetzung gelangen? So zumindest formulieren es Gegner des Konzepts, die bereits einen »Dornröschenschlaf für das Viertel voraussagen. Dabei verweisen sie auf die Bürgerwerkstatt von 2005 zur Neugestaltung des Bonner Bahnhofsvorplatzes, deren Ideen letztendlich nie realisiert wurden.

Seitdem hat sich jedoch einiges getan. Bonn scheint zu einer Art Vorreiter in Sachen Bürgerbeteiligung avanciert zu sein - oder möchte es gerne sein: 2009 richtete die Stadt einen Ausschuss und eine Projektstelle zu dem Sujet ein; seit 2011 werden Einzelkonzepte durchgeführt. Dirk Lahmann, Ansprechpartner für Bürgerbeteiligung bei der Stadt Bonn, hat eine Präsentation zum Thema erstellt, die sich im Internet einsehen lässt. Darin erklärt er: »Bürgerbeteiligung ist in Bonn der Oberbegriff für alle Maßnahmen und Initiativen, die eine aktive Mitwirkung der Bürgerinnen und Bürger ermöglichen sollen.«

2014 hat Bonn dafür als eine der ersten Städte überhaupt Leitlinien für die Form der Bürgerbeteiligung beschlossen. Diese fordern vor allem die frühzeitige Einbindung und das Mitspracherecht der Bonner Bürger sowie transparente Gestaltung und Ergebnisoffenheit im Partizipationsprozess. Kriterien, deren Umsetzung im Geschehen rund um das Viktoriaviertel bisher noch fragwürdig erscheinen.

Die Bürgerbeteiligung für das Viertel steckt jedenfalls noch ganz in ihren Anfängen. Ideen gäbe es bereits, sagt Lahmann, die konkrete Ausarbeitung geschehe aber erst in den nächsten Wochen.

Dass sie tatsächlich erfolgt und Bonn seiner Rolle als Musterkommune für Bürgerbeteiligung gerecht wird, darauf möchte die »Viva Viktoria!«-Initiative achten. Sie war es, die das Bürgerbegehren anmeldete, wöchentliche Demos organisierte und letztendlich fast 20.000 Unterschriften gegen das Einkaufszentrum sammelte. Motiviert durch ihren Erfolg, sieht sich die Gruppe auch jetzt in der Mitverantwortung, die Bürger in den weiteren Gestaltungsprozess des Viertels einzubinden. So präsentierten ihre Mitglieder gleich ein paar Tage nach dem Ratsbeschluss ein erstes Konzept zur Umsetzung der

Bürgerbeteiligung: entwickelt von Politikwissenschaftlern und Architekten und bereits der Stadtverwaltung als Diskussionsgrundlage vorgelegt. Denn ideal, so findet die Initiative, wäre eine Zusammenarbeit zwischen Stadt und »Viva Viktoria!«. Um diese auf Augenhöhe gestalten zu können, möchte »Viva Viktoria!« nicht lediglich von der Finanzierung der Stadt abhängig sein, sondern durch Crowdfunding eine Co-Finanzierung aufstellen. Damit könne man bereits auf dieser Ebene eine Beteiligung der Bürger schaffen, die kleine eigenständige Projekte sowie eine schnellere Handlungsdurchführung ermögliche.

Ziel des »Viva Viktoria!«-Konzeptes ist ein ganz bestimmtes: der Masterplan. Mit ihm rechnet die Gruppe bereits im nächsten Sommer. Zuvor aber werden drei Phasen durchlaufen, nämlich die der Information, der Ideensammlung und der Konkretisierung. In ihnen soll es sowohl öffentliche Veranstaltungen als auch eine Online-Plattform geben, die es allen interessierten Bürgern ermöglicht, aktiv Ideen einzubringen und sich im gegenseitigen Austausch an der Gestaltung zu beteiligen. Axel Bergfeld, Vertretungsberechtigter von »Viva Viktoria!«, ist es dabei zum einen wichtig, die 2014 aufgestellten Leitlinien zur Bürgerbeteiligung auf ihre praktische Umsetzbarkeit zu prüfen. Zum anderen geht es ihm aber auch um Fortschritt. Die Bürgerbeteiligung soll zu realistischen Ergebnissen gelangen, die anschließend im Bebauungsplanverfahren schrittweise umgesetzt werden können. Auf die Frage, wie Bergfeld selbst sich den Masterplan für das Viktoriaviertel wünscht, antwortet er: »Wir haben keine Vorstellung, es geht uns gerade um Ergebnisoffenheit. Statt des Einkaufszentrums wäre aber eine kleinteilige und individuelle Einzelhandelsentwicklung denkbar, bei der die alteingesessenen Institutionen erhalten bleiben können.«

Ob sich die Stadt auf den Konzeptvorschlag sowie eine generelle Zusammenarbeit mit »Viva Viktoria!« einlässt, wird sich in den kommenden Wochen zeigen. Der erste konkrete Schritt der Initiative soll nun zunächst ein Info-Container an einem öffentlichen Platz sein. Ab Januar können sich die Bürger in ihm über das Viktoriaviertel und seine Möglichkeiten erkundigen,



»Viva Viktoria!«-Verteter **Axel Bergfeld**

bevor es zur Phase des Ideenaustausches kommt.

Zwar lässt sich zu diesem Zeitpunkt weder Erfolg noch Niederlage der Bürgerbeteiligung für das Viktoriaviertel voraussagen. Trotzdem verspricht das Projekt, spannend zu werden. Schließlich vereint es Menschen in einem gemeinsamen Vorhaben und bietet ihnen die Möglichkeit eines direkten Mitgestaltens an kommunalpolitischen Prozessen. »Partizipation gehört zu den zentralen Grundlagen von Demokratie«, heißt es in Lahmanns Präsentation. Damit sagt er nicht zuletzt das aus, was das Bürgerbegehren gerade geschafft hat: Dass die Bewohner Bonns mit viel Engagement und Willenskraft Veränderungen in Politik und Verwaltung schaffen können. Vielleicht bleibt das Viertel wie es ist - eigen und nicht von jedem geliebt. Vielleicht erfährt es aber auch seine persönliche Aschenputtel-Geschichte und gelangt zu ganz neuer Schönheit. ◀

Hinter den Kulissen

SO EIN THEATER »All hail, Macbeth!«, schreibt Shakespeare in seinem Schottland-Drama. Die Bonner Shakespeare Company hat im Dezember ihre eigene Inszenierung aufgeführt. Und das Drama fand nicht nur auf der Bühne statt – über die letzten Tage vor der Premiere.

VON **PHILIPP BLANKE** | blanke@akut-bonn.de



Die Schuhsohlen von Marian Blok quietschen auf dem schwarzen Gummiboden, als er das Studio der Beueler Brotfabrik betritt. Der 22-Jährige sieht zufrieden aus, als er seine Kollegen von der Bonn University Shakespeare Company (BUSC) begrüßt. Bei der aktuellen Produktion von »Macbeth« ist er der Regisseur – und heute die letzte Hauptprobe.

Trotz kalter Temperaturen und dem kühlen Charme der Industriehalle ist es eine herzliche Atmosphäre. Die meisten der etwa 30 Schauspieler, Requisiteure und Helfer sind anwesend. Unter ihnen ist auch Christine Lehnen, die eine der drei Hexen in Shakespeares Drama spielt. »Die dürfen machen was sie wollen«, erzählt die 25-Jährige begeistert. »Das macht sehr viel Spaß!« Immer mehr Leute trudeln ein, begrüßen ihre Kollegen und fangen an, ihre Kostüme anzuziehen. Auf einem rechteckigen Holztisch liegen Hemden

und Gürtel, daneben Theatermesser auf einer silbernen Waffenkiste, sowie Sektgläser und ein Silbertablett. »Wo ist meine Hose?«, fragt jemand kurz bevor ein anderer »Vorne könnt ihr euch Kaffee machen« durch den Saal ruft.

Marian steht im Raum und geht seine Notizen durch. Es ist eine Ansammlung loser Blätter, die mit einem Kugelschreiber beschrieben worden sind. Neben ihm steht Ina Habermann mit dem Drehbuch – DIN A4-Format, Spiralheftung, Maschinenschrift – und gibt ihm Infos zu einzelnen Szenen. Sie ist bei der Produktion die Souffleuse und hilft bei Textfragen aller Art. Als Marian alles notiert hat, ruft er »Alle bitte einen Kreis bilden«, und geht ans andere Ende des Raumes. »Versucht alle Sachen, die ich euch mal gesagt habe, anzuwenden«, beginnt er. Marian spricht einige Szenen an, bei denen er sich noch ein paar Verbesserungen wünscht: »Der Aufgang muss da

schneller gehen. Wir sind zu langsam.« Während seiner Ansprache wird es immer mal wieder unruhig im Kreis, weil manche dazwischen reden. Durch ein »Pscht!« wird es aber wieder still.

Vor Probenbeginn übernimmt Janine Lockwood das Aufwärmen. Mit ihren 50 Jahren ist die gebürtige Britin eine der ältesten Mitglieder des Teams. Sie bereitet ihre jüngeren Kollegen selbstbewusst auf die Probe vor. »Centre yourself«, sagt sie zu Beginn und es wird eine Minute lang ganz still im Raum. Dann ruft sie »Move your shoulders. Up and down«, und 30 Menschen folgen ihr. Nach lautem Stampfen, Nackenbewegungen, tiefem Ein- und Ausatmen, und einer Sprechübung, bereiten sich alle auf die erste Szene vor.

Marian und Ina sitzen auf zwei Stühlen und schauen auf die Probebühne. Ein dritter Stuhl bleibt leer. »Normalerweise sitzt hier noch Anthea, unsere Producerin. Aber die kann heute

nicht«, sagt Marian. Für die erste Szene stehen nun alle bereit. Ein Schauspieler kommt kurz zu Marian und zeigt ihm seine braunen Budapester. »Sind die Schuhe okay?«, fragt er. »Ja, ja, die sind gut«, erwidert Marian und blickt wieder auf seine Notizen. Sein Gesicht wirkt angestrengt. Bis auf das Geräusch der Bahn, die ein paar Meter weiter vorbeirauscht, ist es jetzt ruhig. Christine und die beiden anderen Hexen stehen für die erste Szene bereit. »Es wird konfus werden«, murmelt Marian, »da bin ich mir sicher.«

Uniformen, Stiefel, Federboas

Zwei Tage später steht Marian gestresst und verschwitzt im Theater in der Brotfabrik. Das Ensemble zieht heute vom Studio in den Aufführungssaal – doch die Leute fehlen. Um 16.00 Uhr hatten sie sich verabredet, doch noch ist niemand zu sehen. Nach einer Viertelstunde fahren zwei BUSC-Mitglieder auf einer Sackkarre ein schweres Bühnenelement durch die Toreinfahrt der Brotfabrik. Einer der beiden, Michael Bohacz, erzählt schnaufend aber stolz, dass das Holzpodest Handarbeit ist: »Wir haben das in unserem Fundus gebaut.« Der Fundus ist eine große Garage in Beuel, die die BUSC gemietet hat. Dort liegen nahezu alle Requisiten und Bühnenelemente der letzten Jahre.

Als Marian das Podest sieht, ist er etwas kritisch: »Ist das wirklich 60 cm hoch?« Michael bejaht, und nachdem Marian mehrfach das Podest bestiegen hat, ist er mit der Höhe zufrieden. Doch das Ungetüm passt nicht in den Lastenaufzug des Theaters. Man ist etwas konsterniert und beschließt erstmal eine Pause zu machen. »Lass warten, bis mehr Leute da sind«, sagt Michael.

Anthea Petermann, die Producerin, ist heute wieder da und muss direkt den Maskenplan neu organisieren. »Eine die schminken sollte, hat kurzfristig abgesagt«, sagt die 25-Jährige etwas verärgert. »Ich verstehe ihre Absage, das ist echt nachvollziehbar. Aber im ersten Moment nervt es einen natürlich.« Anthea ist für den reibungslosen organisatorischen Ablauf der Produktion verantwortlich – für Probenpläne, Verhandlungen mit der Brotfabrik und die Maske. Sie selbst sei eine Art »Supervisor« und die rechte Hand von Marian, erzählt sie. Macbeth ist bereits ihre siebte Produktion bei der BUSC.



Wenig Platz, viel zu tun – Christine Lehnen in der Maske

Während zwei Arbeiter die Bühne umbauen und schwarzen Gummiboden verlegen, werden im Backstagebereich die ersten Accessoires eingeräumt. Die Räume bestehen aus einem ca. zehn Quadratmeter großen Maskenraum, einem schmalen Gang direkt hinter der Bühne, und einem verwinkelten Flur. Im Maskenraum stapeln sich Damenschuhe und Soldatenstiefel, Uniformen, Barette und Federboas – nach Schauspieler sortiert und auf einer Garderobenstange hängend. Für die Kostüme und einen Teil der Requisiten ist Jean Lavalette verantwortlich. Privat habe er um die 100 Einzelstücke: »Ich schaue immer mal wieder bei E-Bay und biete für Uniformen. Meistens interessiert sich dafür keiner, und dann bekomme ich sie sehr günstig.« Rechnet man alle Kostüme und Accessoires der BUSC zusammen, dann seien es ca. 400 Stück, erzählt er.

Auf zwei Tischen, die im schmalen Gang hinter der Bühne stehen, bereitet Christine Decker Zeitungen, ein altes Bündel Reichsmark, Kerzenständer und eine Wokpfanne vor. Die 22-Jährige ist seit einem Jahr bei der BUSC und kümmert sich um die Requisiten und das Stage Management. »Ich bin für alles zuständig, was die Schauspieler benutzen und in der Hand haben«, erzählt sie. Die meisten Requisiten kämen dabei von Leuten, die ihre Sachen zu Hause einfach nicht mehr brauchen. Bei dem Reichsmark-Bündel habe man aber einfach ins Internet geschaut. Welche Requisiten es am Ende auf die Büh-

ne schaffen, entscheidet Marian als Regisseur. »Es ist so, dass ich die meisten Vorgaben direkt von ihm bekomme«, erklärt Christine. Doch auch die Schauspieler würden sich zu ihren Texten bereits überlegen, was sie gut gebrauchen könnten. »Meine Aufgabe ist dann zu schauen, was geht, und was nicht.«

Pizza und Licht

Am Tag der Generalprobe riecht es im Innenhof der Brotfabrik nach Lack. Auf dem geteerten Boden liegen vier weiße lange Stoffbahnen, die mit goldenem Lack besprüht werden. Nach und nach tragen alle vier Banner eine Königskrone. Drinnen im Saal ist es sehr ruhig. Ein paar Schauspieler essen Pizza, während über der Bühne ein Beamter den Schriftzug »Order Unity Progress« auf eine weiße Fläche projiziert. An den Seiten stehen bereits die vier hohen Traversen, an denen später die besprühten Banner befestigt werden sollen. Hinten im Maskenraum ist es zwischen den Kostümen und zahlreichen Schminkdosen sehr eng. In der offenen Tür sitzt Johannes Schwerin auf einem kleinen Hocker und versucht eine Pizza Calzone zu essen. Es ist etwas umständlich, so dass kleine Stücke der Kruste auf dem Boden landen.

Am anderen Ende des Saales sitzen Marian, Anthea und Florian, Techniker der Brotfabrik, hoch oben im Regieraum. Sie probieren verschiedene Lichteinstellungen für die Bühne aus. »Eine Idee mehr von dem kalten«, sagt Marian und Florian dreht ein bisschen



Zettelwirtschaft – Marian Blok und seine Notizen

am Regler, bis das Licht hell genug ist. Von der Bühne kommen laute Geräusche. »Was ist denn da los?«, fragt Marian halb interessiert, halb genervt. Anthea erhebt sich kurz von ihrem Stuhl, blickt herunter auf die Bühne und stellt fest: »Da wird getackert; das ist der schwarze Stoff für das Podest.« Alle drei wenden sich wieder dem Licht zu. Wenig später steht Anthea unten vor der Bühne und schaut dem langsam einsetzenden Trubel zu. Gleich beginnt die Generalprobe, und sie ist zufrieden: »Ist ein guter Tag heute.«

Pscht, es wird ernst!

Der Premiertag beginnt in der Brotfabrik angenehm ruhig. Marian und Anthea sitzen wieder oben im Regieraum und besprechen letzte Details. Auf der Bühne spricht Thomas Pähler, der die Hauptrolle spielt, Auszüge seines Textes und probt eine Kampfszene. Christine prüft hinter der Bühne die Requisiten. Wenig später hört man durch die offenen Saaltüren metallischen Lärm aus dem Foyer. Peter Schild, Vorsitzender und Gründungsmitglied der BUSC, fährt vier Bierkästen auf einer Sackkarre hinein. Hinter ihm schiebt Ina, die Souffleuse, einen Einkaufswagen mit Sekt und Orangensaft hinterher. Peter steuert zielstrebig auf eine Tür zu. »Schließ mir mal hinten den Notausgang auf. Ich muss das Bier kühlen«, sagt er zu Florian, und verschwindet mit ihm durch die Tür

nach draußen. Kurze Zeit später kommen Peter und Ina erneut herein - mit großen Brötchentüten und einigen kleinen Wasserflaschen. »Für die Premierenfeier«, erklärt Anthea.

Im schmalen verwinkelten Flur hinter der Bühne probiert Christine Lehnen mit ihren Hexenkollegen schwarze Augenmasken an. Sie sind aus halbttransparentem Stoff, so dass die Augen verdeckt sind, man aber immer noch hindurchschauen kann. Janine, die Britin, hat so ihre Probleme damit. »I have bad night vision - and already glasses!«, seufzt sie. Christine ist mit ihrer Maske zufrieden. »Der Stoff wird jetzt mit Wimpernkleber fixiert. Das hält ganz gut«, erklärt sie.

Im Maskenraum ist es sehr heiß geworden. Die Schauspieler werden geschminkt und ziehen ihre Kostüme an. Ein kleiner schwarzer Standventilator neben der Eingangstür versucht kühle Luft zu spenden. Als Johannes Neupert, der von allen nur Jupp genannt wird, kommt, zieht er eine Duftspur hinter sich her. Sie riecht nach Pommes und Mayonnaise. Einer ruft ihm zu: »Boah, Jupp, bist du geil!« Alle lachen.

Thomas steht in seiner schwarzen Uniform mittendrin und experimentiert mit zwei Hosenträgern. Die sollen nachher als Accessoire an seiner Jacke hängen. Der 27-jährige befestigt die Träger an seinem weißen breiten Gürtel. Jean ist noch nicht überzeugt. »Hast du in der Szene Zeit das anzuknipsen?«,

fragt er. Thomas überlegt kurz, wiegelt dann aber ab: »Da ist eh Chaos.«

Im Foyer des Theaters warten derweil die ersten Zuschauer. Ina sitzt dort an einem kleinen Tisch und verkauft Programmhefte. Sie trägt eine deutlich sichtbare rote Schärpe. Trotzdem werden nicht viele Hefte gekauft - gerade einmal 13 Stück. Das sei aber normal, sagt sie.

Es ist kurz vor halb Acht, als Marian zum Aufwärmen brüllt. Man ist etwas hinter dem Zeitplan, denn in zehn Minuten sollen die Türen schon geöffnet werden. »Wir haben Premiere. Jetzt wird es ernst«, sagt Marian, als sich alle in einem Kreis aufgestellt haben. »Denkt daran, was wir besprochen haben. Gerade die Aufgänge - schnell! Das zieht sonst zu viel Zeit!«, erinnert er. Einige albern ein wenig herum, es folgt ein »Pscht«, und es ist wieder ruhig. Nach dem Aufwärmen durch Janine werden die Türen geöffnet. Die Zuschauer betreten den Saal. Im Flur hinter der Bühne steht noch ein Bügelbrett. »Das muss weg«, ruft einer und klappt es dann zusammen. Im Maskenraum ist es noch heißer als vor zwei Stunden. Als die drei schweren schwarzen Eisentüren, die Flur, Maskenraum und Bühne voneinander trennen, geschlossen werden, sind es nur noch wenige Minuten bis zur Aufführung. Oben im Regieraum stehen Marian und Anthea. Als alle Zuschauer ihre Plätze eingenommen haben, gibt Marian ein Zeichen - das Saallicht geht aus. Ein Spot wird auf den Saaleingang gerichtet, in dem Peter auftaucht. Er erinnert die Zuschauer daran, ihre Handys auszuschalten und während des Stückes nicht zu reden. Es wird wieder dunkel.

Marian und Anthea sitzen jetzt auf der Schwelle zwischen Regieraum und Treppenaufgang. Es sieht von hinten so aus, als ob zwei Schulkinder auf einer Mauer sitzen und schauen, was in weiter Ferne passiert. »Kannst du genug sehen?«, fragt Anthea Marian. Sie rücken beide noch ein bisschen zusammen. Das Bühnenlicht geht an. Die Schauspieler stehen auf der Bühne. Macbeth hat begonnen. ◀

MEHR EINBLICKE? ➔

Mehr Fotos von den Proben findest du auf unserer Facebookseite
➔ fb.com/akut.bonn



Something wicked this way comes

Achtung: Schusswaffengebrauch auf der Bühne! – Macbeth in der Brotfabrik.

Von Florian Eßer | esser@akut-bonn.de

Ein verummter Gefangener kniet auf dem Boden, links und rechts flankiert von Terroristen mit Skimasken und Sturmgewehren. Ein Newsticker verkündet die neuesten Eilmeldungen und Aktienkurse. Sieht aus wie eine ganz normale Nachrichtensendung auf N24. Bis drei Hexen auf die Bühne kommen und den Geiselnern die Hälse brechen. So sieht man auf N24 nicht. Willkommen bei Macbeth.

Jene Hexen sind es auch, die Hauptcharakter Macbeth (Thomas Pähler) prophezeien, dass er bald König von Schottland werde - wofür der aktuelle König, Duncan (Marc Erlhöfer), jedoch den Platz räumen muss. Angestachelt von Lady Macbeth (Imke Lichterfeld) zieht ihr Gatte los, um Duncan zu erstechen: Dolche, Mord und Kunstblut.

Weitere Verbrechen folgen, weder Freund noch Feind sind vor dem zunehmend von Macht und Paranoia getriebenen Macbeth sicher. Er wird zum verrückten Despoten, zum unbarmherzigen Kim Jong-un Schottlands - und schließlich zur Gefahr für sich und sein Reich. Wie einst der Gier, verfällt er nun dem Wahnsinn. Halluzinationen vermischen sich mit der Realität: Macbeth begegnet dem Geist seines Freundes Banquo (Ben Heering), der auf seinen Befehl hin von Attentätern getötet wurde, und schließlich auch seinem Schicksal.

Soweit, so Shakespeare.

Was dem alten Klassiker aber neue Frische verschafft, ist die fabelhafte Umsetzung der Bonn University Shakespeare Company (BUSC), die das »Schottische Stück« auf der Bühne des Kulturzentrums »Brotfabrik« in eine moderne Dystopie verwandelt. Da kommen Mobiltelefone und Schusswaffen zum Einsatz, die - durch realistische Effekte - für den ein oder anderen Schreckmoment in

den Zuschauerreihen sorgen. Kostüme und Licht, sowie das Bühnenbild, schaffen eine düstere Atmosphäre, die durch die gute Schauspielleistung noch verstärkt und auch außerhalb des Stückes fortgesetzt wird. Nachdem Duncan etwa den Königstod gestorben ist, kann man während der Pause im Foyer seine Gedenktafel studieren - oder Plakate, die für die fiktive »Duncan-Cola« werben. Schöne Details.

Orientiert wird sich auch an reellen Diktaturen, wie dem Dritten Reich: Die Soldaten Macbeths tragen charakteristische Stahlhelme und Armbinden, ein riesiges Porträt des Tyrannen propagiert den Führerkult. Und wenn Macbeth schließlich, unterstützt von einem knarrendem Mikrophon, zu seiner letzten großen Rede ansetzt, glaubt man tatsächlich, Darsteller Thomas Pähler sei ein hauptberuflicher Diktator, der zwischen zwei Staatsbanketten sich selber mimt.

Vor diesem Hintergrund - Maschinenpistolen, Handys, Cola-Werbung - wirkt die altenglische Originalsprache des Stückes teilweise zwar etwas ulkig, niemals aber fehl am Platz. Die Vermischung all dieser großen und kleinen Aspekte, von Tradition und moderner Inszenierung, trägt zum Eigencharakter des Stückes bei. Bloß kann die Sprache bei einer Dauer von knapp drei Stunden etwas anstrengend werden. Für die Zuschauer, wie sicherlich auch für die Schauspieler. Die lassen sich das aber überhaupt nicht anmerken.

Dialoge wechseln sich mit Action-Szenen ab, die aber niemals nur Mittel zum Zwecke der Unterhaltung sind. Da wird gebrüllt und geeifert, geschossen und gekämpft wie in einem Martial-Arts-Film: Treten, ducken, schlagen, werfen - und am Ende heißt es dann: »justice will be done«.

Studieren in schwarz-weiß

UNI-ALLTAG IN DEN 50ERN Heute belesene Rentnerin. Davor engagierte Lehrerin für Englisch und Geschichte. Und vor 60 Jahren war sie genau da, wo wir heute sind: Frau Lohmann. Warum nicht alles besser – und gar nicht so viel anders war.

VON **ALINA SABRANSKY** | sabransky@akut-bonn.de



Ohne Turmhelme – das Hauptgebäude Ende der 1950er Jahre

Wen interessiert das denn?«, war Frau Lohmanns erste Reaktion, als ich ihr von meiner Idee erzählte, für die AKUT einen Artikel über ihre Zeit an der Uni zu schreiben. Ich aber machte mich freitags nachmittags trotzdem auf den Weg zu ihr nach Hause in Essen, vorbereitet mit einigen wenigen Stichpunkten, und auch noch ungewiss, in welche Richtung sich das Gespräch genau entwickeln würde. Ich wusste lediglich, dass sie auch hier in Bonn studiert hat, und zwar die gleichen Fächer wie ich, Germanistik und Anglistik. Wie sich allerdings gleich zu Beginn herausstellte, stimmte nur Ersteres. Von 1951 bis 1957 studierte sie zwar anfänglich Germanistik, jedoch gefiel ihr das Studium nicht allzu gut. Schon in den 50iger Jahren schienen Linguistik und Mediävistik, das Übersetzen und Lesen von Mittelhochdeutschen Texten, nicht gerade die beliebtesten Seminare unter den

Studenten zu sein. Bis heute hat sich dieses Phänomen kaum gewandelt. Da belegte sie lieber Geschichte, Anglistik und Religionswissenschaften. Dazu noch Französisch und einige Kurse in Philosophie. »Wie, alles auf einmal?« hakte ich nach. »Ja, denn wie man seine Kurse richtig sortiert und wählt, hat einem damals keiner gezeigt. Ich habe einfach alles belegt, was mich interessierte und so stand ich an meinem ersten Unitag in einem riesen Haufen anderer Erstsemester vor dem schwarzen Brett und musste mir meine Seminare zusammen suchen. Ansprechpartner gab es keine und ich war heillos überfordert«, erzählte sie mir. Das Gefühl kann ich nachvollziehen! Ich fühlte mich am Anfang auch ziemlich orientierungslos, und das trotz, oder vielleicht auch wegen, BASIS.

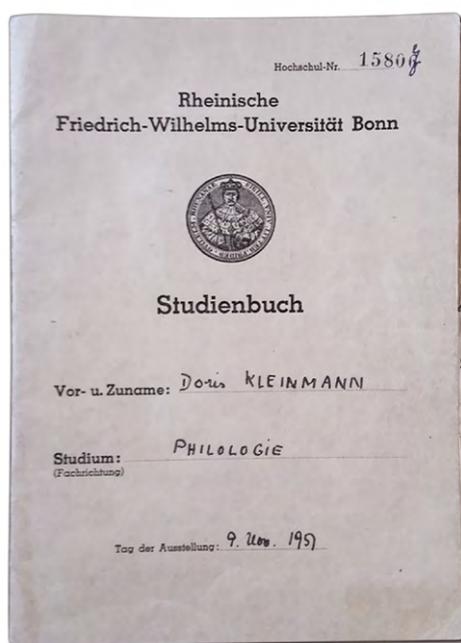
Besonders gute Professoren hätte sie in Geschichte gehabt, erinnert sie sich weiter. Stephan Skalweit zum Beispiel

lehrte Neuere Geschichte. Über ihn gibt es sogar einen Wikipedia-Artikel, genau wie über Gustav Mensching. »Er war der allererste Professor für vergleichende Religionswissenschaften in Bonn und lehrte von 1936 bis 1972. Durch ihn wurde das Fach entschieden geprägt.« Bis heute ist sein Name den fachinternen Studenten ein Begriff, manchen allerdings auch aufgrund seiner mutmaßlichen NSDAP-Mitgliedschaft, wegen der ihm kurz nach Kriegsende sein Lehrstuhl für zwei Jahre entzogen wurde. Überhaupt hatte der noch nicht allzu lang zurückliegende zweite Weltkrieg einige Auswirkungen auf das Unileben. Das Fach Anglistik wurde zu einem der begehrtesten Studienfächer, denn nach 1945 fiel Bonn unter die britische Besatzungszone, sodass sich besonders unter den jungen Leuten ein großes Interesse an der englischen Sprache entwickelte. »Muttersprachliche Dozenten gab es allerdings kei-

ne«, erzählte sie, » denn welcher Brite oder Amerikaner wollte schon freiwillig nach Deutschland«. Ich kann dazu nur sagen, dass bis heute die Zahl der von Geburt an Englisch sprechenden Dozenten und Professoren höchstens minimal gestiegen ist. Im Jahre 2015, genau 70 Jahre nach Kriegsende, ist das ein ziemlich miserables Ergebnis. In Französisch gab es deutlich mehr Muttersprachler, da Frankreich politisch viel enger mit Deutschland verbunden war. Am prägnantesten in Erinnerung geblieben ist ihr ein Seminar über den französischen Schriftsteller François Rabelais. Ich musste ihn allerdings erst einmal googlen und habe dabei herausgefunden, dass die Uni Bonn mit einer gewissen Universität François Rabelais in der französischen Stadt Tours eine Erasmusbeziehung pflegt. Damals natürlich noch nicht, denn Auslandssemester waren erstens finanziell und zweitens politisch, man bedenke immer noch die Zeit, kaum möglich. Mich interessierte außerdem, wie Frau Lohmann sich als Frau unter den ganzen männlichen Kommilitonen gefühlt hat, denn ich ging davon aus, dass der Frauenanteil an den Universitäten in den 50igern bestimmt nicht allzu hoch ausfallen würde. »Unter all den Männern? Die waren doch fast alle tot«, antwortete sie darauf. Zwar gab es kaum Professorinnen, aber unter den Studierenden herrschte ein relativ ausgeglichenes Geschlechterverhältnis. »Jura war natürlich schon damals eine Männerdomäne«!

Um den Krieg aber mal Krieg sein zu lassen, versuchte ich das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken und erkundigte mich nach Studentenpartys. In der Form wie wir sie heute kennen, gab es sie jedoch kaum. »Außer in den Verbindungen. Die waren immer auf der Suche nach Mädchen für ihre Parties«, erinnerte sich Frau Lohmann. Generell war das Verhältnis der Studenten untereinander ein ganz anderes als wir es heute kennen. Feste Kontakte hatte Frau Lohmann nur etwa zehn, da es kaum Möglichkeiten und Stätten gab um sich zu treffen, außer in der Cafeteria im Unihauptgebäude, die wir heute als Café Unique kennen. Auch, dass sie und ihre Kommilitonen sich untereinander gesiezt haben, erstaunte mich sehr und kann ich mir in einer Zeit,

in der selbst einige meiner Dozenten sich gerne duzen lassen wollen, kaum vorstellen. Aber die Bindungen, die sie damals in Bonn geknüpft hat, sind lange geblieben. Noch bis zu 40 oder 50 Jahre lang. Als ich nun erfahren hatte, wie die Beziehung unter den Studenten selbst war, wollte ich auch wissen, wie denn das Verhältnis zwischen Professoren und Studenten aussah. »Es gab keines«, war ihre schlichte Antwort. Die Seminare wurden im trockenen Frontalunterricht durchgezogen, ohne irgendeine Form von Kursdiskussion und wenn man eine Frage hatte, musste man nach der Stunde schnell zum



Frau Lohmanns Studienbuch

Professor eilen, da damals von Sprechstunden nicht allzu viel gehalten wurde. Durch basis und e-campus haben wir heute ja sogar in der unifreien Zeit die Möglichkeit, mit unseren Dozenten Kontakt aufzunehmen. Frau Lohmann findet, dass das Internet, zumindest in diesem Punkt, einige Vorteile und Erleichterungen für die Kommunikation birgt. An ein Erlebnis aus einem Geschichtsseminar erinnerte sie sich besonders lebhaft. Eine ihrer Kommilitoninnen befasste sich in ihrer Hausarbeit mit Bismarck, jedoch schrieb sie den ersten deutschen Reichskanzler durchweg mit »k« anstatt mit »ck«. Der Professor nahm es sich daraufhin zur Aufgabe, sie vor dem gesamten Kurs mehrere Minuten bloßzustellen und sie zu demütigen. Es sei generell nicht un-

üblich gewesen, Seminararbeiten vor allen anderen, anstatt in einem persönlichen Vier-Augen-Gespräch zu besprechen. Dass man heute sogar Dozenten duzen soll, findet sie zwar übertrieben, aber die Distanz sollte auch nicht zu groß sein. »Ein bisschen mehr menschliches Feingefühl von Seiten des Lehrpersonals hätte nicht geschadet«.

Mich interessierte noch, wie und wo sie damals gewohnt hat. Das Konzept von Wohngemeinschaften war noch nicht ausgereift und es war üblich, ein Zimmer bei einer Familie zu bewohnen. »Mein erstes Zimmer war in einer ganz kleinen Wohnung einer Familie, an die mein Vater Geld für die Kohle zum Heizen zahlen musste. Bis auf ein Bett und einen winzigen Schreibtisch, stand dort nichts drin. Mein zweites Zimmer lag in der Rosenstraße, also ganz in Rheinnähe, ebenfalls bei einer Familie. Zum Glück aber diesmal außerhalb von deren Wohnung«, erzählte sie, denn sie fühlte sich immer verpflichtet, kein Angebot zum Kaffee oder einem Gespräch abzulehnen. Geessen hat sie in der Mensa, denn die Küche durfte sie nicht mitbenutzen. Deren Konzept hat sich übrigens bis heute kaum geändert, wie wir beide belustigt festgestellt haben. Unten gab es »Blechnäpfe mit Suppen und Eintöpfen« für 1,5 DM und oben war es teurer, dafür aber um einiges besser.

Am Ende, nach fast zweieinhalb Stunden Gespräch und mehreren Tassen Tee, fragte mich Frau Lohmann noch, ob ich wüsste was ein Studienbuch sei. Ich verneinte und sie legte vor mir ein kleines, ziemlich gut erhaltenes Heftchen auf den Tisch. Das Studienbuch besteht aus einer Führung über ihr gesamtes Vorlesungsverzeichnis. Nach Ende eines jeden Semesters musste man sich beim Professor eine Unterschrift abholen, die die Teilnahme bestätigen sollte. Sogar Professor Menschings persönliche Signatur entdeckten wir beim Durchblättern. Außerdem war in der rechten Spalte fein säuberlich der Preis für die jeweilige Vorlesung eingetragen, der meistens um die 10 DM betrug.

Kurz bevor ich gehen will, bemerkte Frau Lohmann dann noch einmal, dass das ja wirklich keiner lesen wolle. Das muss sie aber dann doch mir überlassen, fand ich und bedankte mich für das sehr interessante Gespräch. ◀

Menschen, die in Autos sitzen

MITFAHRGELEGENHEITEN AKUT-Redakteurin Sophie verbringt viel Zeit in fremden Autos. Dabei stellte sie fest, wie viel sie durch ihre Mitfahrer über die deutsche Gesellschaft lernt und dass man auf der Autobahn auch empirische Forschung betreiben kann.

VON **SOPHIE LEINS** | leins@akut-bonn.de



Ein sonniger Freitagvormittag. Ich stehe mit meinem Rucksack auf dem Parkplatz gegenüber dem Hauptbahnhof in Bonn und warte auf einen Unbekannten. Wie fast jedes Wochenende mache ich mich dank Fernbeziehung auf den Weg durch Deutschland. Von West nach Ost, von Nordrhein-Westfalen nach Thüringen. Und zwar nicht allein. Nicht mit Bahn oder Fernbus. Sondern mit der guten, alten Mitfahrgelegenheit (MFG).

Gut und alt? Alt auf jeden Fall, immerhin sind schon unsere Eltern mit Fahrgemeinschaften gefahren, die sie noch über Mitfahrzentralen oder Schwarze Bretter gefunden hatten. Mittlerweile gibt es die Mitfahrgelegenheit 2.0, über Plattformen im Internet vermittelt und bequem als App verfügbar. Aber gut? Ich gebe zu, auch ich hatte mich nach einer intensiven Mitfahrphase auf be-

quemere Verkehrsmittel verlegt. Dieser Redezwang, unseriöse Anbieter, die das Ganze als Geschäft betrieben, mit Neunsitzern immer die gleichen Strecken abfahren und bei der Abfahrt plötzlich höhere Preise verlangten als abgemacht, schließlich die Gebühr, die das verbreitetste Mitfahrportal mitfahrgelegenheit.de plötzlich verlangte. Viele Gründe, die eine Bahncard 25 deutlich attraktiver erscheinen ließen als die MFG. Die Fahrgemeinschaft mit unbekanntem Mitfahrern geriet für eine Weile in Vergessenheit. Doch seit ich mehrmals im Monat auf einer Strecke pendele, auf der die Sparpreise schnell vergriffen sind und man den Anschluss zu oft verpasst, tauchte das Mitfahren plötzlich wieder als Alternative auf. Also probierte ich sie noch einmal aus und entdeckte dabei einen neuen Reiz. Ich fahre nun mit gesellschaftswissen-

schaftlichem Forschungsinteresse.

Ein schwarzer Mercedes hält vor mir auf dem Parkplatz. Ein Mitfünfziger mit Geschäftsmann-Attributen steigt aus und gibt sich als Mike zu erkennen. Mit ihm bin ich hier verabredet. Nicht nur ich, sondern auch ein junger Mann aus Mali fährt mit. Er wird von einem Freund begleitet, weil er selbst kein Deutsch spricht. Wir packen unser Gepäck in den Kofferraum, die beiden Freunde verabschiedeten sich, und los geht's auf eine gemeinsame Fahrt durch Deutschland.

Mittlerweile habe ich in diesem Semester schon ca. 3.000 km innerhalb Deutschlands in Mitfahrgelegenheiten zurückgelegt. Und auf manchen Fahrten habe ich dabei mehr Unerwartetes über unsere Gesellschaft erfahren als in einigen meiner Soziologie- und Politikwissenschaftsseminare. Sieht man

in den Beifahrern nämlich zufällig zusammengestellte Repräsentanten der Gesellschaft, dann sind die Fahrten quasi-empirische Studien zu sozialen Milieus, politischen Einstellungen, Generationenunterschieden und den unterschiedlichen Lebensumständen in Ost- und Westdeutschland.

Während des Studiums verbringen Studierende den Großteil ihres Alltags in ihrer Uni-Blase. Man bewegt sich im akademischen Milieu und verbringt viel Zeit mit Gleichaltrigen, die oft aus ähnlichen Verhältnissen kommen, ähnliche Ansichten und ähnliche Zukunftsperspektiven haben. In Mitfahrgelegenheiten trifft man dagegen auf Menschen mit völlig anderen Hintergründen und Lebensmodellen. Menschen, die man sonst niemals treffen und wahrscheinlich auch nicht immer unbedingt kennenlernen wollen würde. Sie sind aber eben Teil der deutschen Gesellschaft und ihrer sozialen Phänomene, über die wir Sozialwissenschaftler in unserem Studium ja gerne mehr erfahren möchten. Und auf einer dreistündigen Fahrt hat man - wenn man es so nennen will - die Gelegenheit zu ausführlichen Interviews.

Auf den Fahrten habe ich Menschen getroffen, die seit Jahren jedes Wochenende zwischen Job und Familie quer durch Deutschland pendeln, weil sie in Sachsen keine Arbeit finden. Ich habe die Einwanderungsgeschichte der kasachischen Eltern eines Fahrers gehört, deren gelungene Integration sich nicht nur im teuren Wagen ihres Sohnes manifestierte. Und ich kann mir nach kontroversen politischen Diskussionen zwischen Fahrersitz und Rückbank besser vorstellen, was das für Leute sind, die die AfD wählen. (Und wie es ausgeht, wenn diese mit einem patriotischen Griechen auf dem Beifahrersitz die Euro-Krise diskutieren.)

Arbeitsmarkt, Familie, Migration und Integration, Parteipräferenzen



und politische Einstellungen - klassische gesellschaftswissenschaftliche Themen. Man könnte auch sagen, die Erkenntnisse aus den Fahrten ergänzen die Theorie, die ich an der Uni lerne.

Wir sind am Zwischenziel angekommen. Wir Mitfahrer steigen hier aus. Unser Fahrer Mike hat noch zwei Stunden vor sich. Auf der Fahrt habe ich erfahren, dass auch er einer der Westpendler ist, der jedes Wochenende von Bonn nach Chemnitz zu seiner Frau fährt. Nachdem er seine Arbeit verloren hatte, ging es nicht mehr anders. Jetzt hofft er, dass er bald wieder eine Stelle in seiner Region findet, damit er seine Familie häufiger sieht als deutsche Autobahnen. Solange fährt er wöchentlich seine MFGs und hält den Mitfahrern Vorträge über die Themen, die ihn bewegen: Benzinpreise, Billigflüge und sein Navigationsgerät.

Der Mitfahrer aus Mali stellt sich als Flüchtling heraus. Auf Französisch erzählt er, dass er auf dem Weg zu seinem Bruder ist, der in einer Unterkunft in Thüringen lebt. Am nächsten Wochen-

ende werde ich ihn auf dem Parkplatz am Bonner Bahnhof wiedertreffen und wir werden uns beide mit einem anderen Fahrer auf in Richtung Osten machen.

Natürlich weiß ich, dass nicht jede Erkenntnis gleich Wissenschaft ist und Forschung vielen Standards genügen muss. Die Gespräche während der Autofahrten sind nicht repräsentativ, da sich nur bestimmte Gruppen zu einer Fahrt mit Fremden entscheiden. Auch moralischen Forschungsstandards genügen meine »Interviews« nicht, denn die Probanden wissen ja nicht, dass sie Gegenstand meiner privaten Studien sind. Und natürlich sind auch viele Fahrten einfach langweilig - wenn man sich gar nicht unterhält oder bloß über das Wetter. Aber allen, die sich für unsere Gesellschaft interessieren, sie vielleicht sogar studieren und sich manchmal fragen, was das Studium mit der Realität zu tun hat, denen kann ich nur empfehlen, sich mit MFGs auf Reisen zu machen. Denn manchmal liegt die Einsicht nicht am Wegesrand, sondern auf der Autobahn. ◀

In 140 Zeichen
auf den Punkt

DIE AKUT BEI TWITTER
twitter.com/AKUT_Bonn



Mit dem Pflugsimulator aufs Feld

AUSSTELLUNG Die Ausstellung »Revolution jungSteinzeit« im LVR-Landesmuseum zeigt bis April Fundstücke aus der Zeit, in der die Menschen sesshaft wurden. Auch im Rheinland finden sich noch heute Spuren aus der Jungsteinzeit. Wie lebten die Menschen damals?

VON **MAIKE WALBROEL** | walbroel@akut-bonn.de



In der Colmantstraße bekommt man eine ungefähre Ahnung davon, wie jungsteinzeitliche Behausungen aussahen. Gebaut wurde natürlich mit Holz, die Häuser waren teilweise über 60 Meter lang und hatten eine Wohnfläche von 100 bis 350 Quadratmetern. Für die ca. zehn Bewohner war also reichlich Platz vorhanden. Damit es im Inneren nicht kalt oder nass wurde, »verputzten« die Menschen ihre Wände mit Lehm und dichteten die Dächer ab, die meist mit Holz, Rinde oder auch Getreide gedeckt waren. Der Rohbau eines solchen Langhauses steht derzeit vor dem Museumsgebäude.

Zum Überleben brauchte es aller-

dings auch damals schon mehr als nur ein Dach über dem Kopf. Energie musste her und zwar in Form von Nahrung. Wer nun an karge Kost in Form von Nüssen, Beeren und Wurzeln denkt, irrt gewaltig: Gerste, Honig, Brot, Pilze, Fenchel, Sellerie, Linsen, Erbsen, Brombeeren, Erdbeeren, Vogeleier und Salz sind nur einige Beispiele für Nahrungsmittel, die es damals schon gab. Dieser Speiseplan ist natürlich noch nicht vollständig - Fleisch, aber auch Milcherzeugnisse gehörten vor 7000 bis 5000 Jahren schon dazu.

Anstatt weiterhin zu jagen, wurden Tiere domestiziert und versorgten die Menschen mit Milch, Trockenkäse und -quark, aber auch mit Fleisch. Das eigene Vieh war allerdings recht wertvoll und nicht in erster Linie als Fleischlieferant gedacht.

Beim Ackerbau konnten Ochsen helfen - z.B. vor einem Pflug. Dass Pflügen mehr ist, als hinter einem Tier herzu- laufen, das schwere Gerät über das Feld zieht, kann man selbst ausprobieren: Mit dem Pflugsimulator im Museum. Während man den Pflug mühsam in die Erde drückt, bewegt sich auf einem Bildschirm ein Ochse über das Feld - jede Unsicherheit quittiert er mit einem Muhen. Am Ende gibt es eine Rückmeldung über die eigenen Fähigkeiten als Ackerbauer.

Gejagt und gefischt wurde natürlich weiterhin - mit Waffen. Diese herzustellen war recht langwierig: Jede Speer- oder Pfeilspitze musste von Hand auf einem Schleifstein bearbeitet werden - auch das können die Besucher des LVR-Museums versuchen. Von der Steinzeit spricht man übrigens, weil archäologische Funde aus dieser Zeit vor allem aus Stein sind

Die harte tägliche Arbeit ging nicht spurlos an den Menschen vorbei: Manche bekamen von ständigen Erkältungen chronische Entzündungen, andere brachen sich bei der Arbeit den Arm.

Heute wäre das alles leicht zu behandeln - in der Jungsteinzeit aber wussten die Menschen meist nicht einmal, was genau ihre Schmerzen auslöste. Einen Eindruck davon gewinnt man, wenn man am sogenannten »Schicksalsrad« dreht: Das Rad bleibt bei einer Person stehen und diese erzählt ihr persönliches Schicksal - von der schweren Arbeit und ihren körperlichen Beschwerden. Unwetter, Dürre oder Schädlingsbefall konnten ebenso wenig beeinflusst werden wie die eigene Gesundheit. Waren die Menschen krank oder ihre Ernte verdorben, so konnte dies das Ende einer Sippe bedeuten.

Eine Revolution im herkömmlichen Sinne gab es in der Steinzeit nicht, aber mit den Erfindungen - u.a. dem Rad - und den neuen Behausungen brachen die Menschen vor ca. 7000 Jahren mit ihrem bisherigen Leben als Jäger und Sammler. Die moderne Zivilisation entstand, in der mehrere Menschen in festen Häusern als Dorfgemeinschaften zusammen leben, ihre Nahrung selbst anbauen, Vieh halten und aktiv Einfluss auf die Natur nehmen. Der Titel der Ausstellung ist somit leicht irreführend. Im Museum finden sich neben Steinen und Scherben aber auch originalgetreue Nachbauten von Alltagswerkzeugen und Gebrauchsgegenständen. Der Schwerpunkt liegt auf Fundstücken der großen Ausgrabung einer Siedlung in Köln-Lindenthal Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ausgestellt sind Tonscherben, aber auch Originalfotos von den Grabungen und ein Lageplan des steinzeitlichen Dorfes. Aus der Jungsteinzeit bleiben uns nicht nur tote Steine, sondern auch wichtige Erfindungen. Wer erfahren möchte, wo unser modernes Leben in seiner Grundform herkommt, der kann dies bei einem Besuch im LVR Landesmuseum Bonn erfahren. Der Eintritt ist für Bonner Studierende übrigens frei. ◀



Pina

Fabian

Paula

WG BESUCHT! Wir besuchen eine Dreier-WG im renovierten Altbau in der Südstadt. Paula, Pina und Fabian sind 21 und studieren Psychologie, Germanistik, Politik und Gesellschaft. Die beiden letzteren sind ein Paar, seit einem Jahr macht Paula die gemütliche »Tatort-und-Pizza-WG« komplett. VON SOPHIE LEINS & ALEXANDER GRANTL (FOTOS)



Woher kommt ihr?

PA Ich komme aus Rheine im Münsterland.

PI Wir beide kommen aus Hamburg. Seid ihr die typische »Sponsored-By-Daddy-WG«?

PI Ja, das waren wir, aber seit diesem Sommer stehen wir sozusagen alle in »Lohn und Brot«. Wir arbeiten alle drei neben dem Studium.

Wie viel Miete bezahlt ihr?

PA Ich zahle am meisten - 360€.

PI Wir beide zahlen je 320€, aber wir teilen uns auch ein Zimmer.

F Und wir alle teilen uns das Wohnzimmer, Küche und Bad.

Was unterscheidet euch von anderen WGs?

F Wir sind jung, reich und schön.

PI Viele WGs sagen ja, dass sie viel miteinander unternehmen, aber ich finde, wir machen wirklich sehr viel miteinander.

PA Und wir kennen auch richtig viele Leute aus dem Leben der anderen, auch die Familien.

Habt ihr ein WG-Ritual?

F Pizza kaufen. Tatort schauen. Schnauze halten.

PI Und das jeden Sonntagabend.

Was war bisher euer schönstes WG-Erlebnis?

F Unsere Party. Die war pornös.

PI Wir haben eine »Porno-Party« im Geiste unserer großen Vorbilder Jan Böhmermann und Olli Schulz gemacht. Wir haben die ganze Wohnung mit Erotik-Zeitschriften dekoriert, die wir mit ausgeschnittenen Köpfen der eingeladenen Freunde verziert haben.

PA Und wir machen schöne Ausflüge!

Was nervt an den anderen?

PA An Fabian nervt, dass er lange das Bad blockiert. Und sein Flaschenpfand, das er nie wegbringt. Wenn Pina und ich dann die Flaschen in riesigen IKEA-Taschen abtransportieren, werden wir echt doof angeschaut.

PI Und Paula lernt laut, das nervt auch.

Wenn ihr eurer WG einen Namen geben müsstet, wir würdet ihr sie nennen?

F »Flotter Dreier«.

